

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 22



Clara Ratzka  
Lesebuch

Zusammengestellt und  
mit einem Nachwort  
von  
Jutta Balster

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 22

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
in Zusammenarbeit mit dem Museum für Westfälische  
Literatur Haus Nottbeck  
von Walter Gödden

Band 22

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und  
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile  
desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in  
anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige  
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag  
© 2011 Nyland-Stiftung, Köln  
ISBN: 978-3-89528-809-8  
Redaktion: Caroline Kögler, Rebecca Mansfeld  
Umschlaggestaltung: AWARD Associates, Münster  
Druck: docupoint, Barleben  
Printed in Germany

Für Max und Pia



Clara Ratzka (1927)

\* 4. September 1872 in Hamm  
† 3. November 1928 in Berlin

## Inhalt

### Kindheit

Aus <i>Erinnerungen an meine Schwester Clara</i> von Fritz Ernst (1930)	9
Als ich ein Kind war	10
Ferien auf dem Lande	11

### Jugend

Rückblick auf die Jugend	16
--------------------------	----

### Die Schriftstellerin

Dalmatien. Aus dem Roman <i>Blaue Adria</i> (1916)	18
Aus einem Brief von Erna Hüster (undatiert)	31
Aus dem Roman <i>Die Gasse</i> (1918)	32
Das alte Münster. Aus dem Roman <i>Familie Brake</i> (1919)	51
Briefe an Stadtarchivar Eduard Schulte (1919)	101
Westfalen. Aus dem Roman <i>Frau Doldersum und ihre Töchter</i> (1921)	105
Aus Briefen von Helene Ernst (1922)	108
Als wir Deutschland verließen (1923)	112
Londoner Skizzen (1923-1926)	
London wird umgebaut	117
Nach elf Uhr abends	120
Englisches Heim	122
Reiseberichte aus aller Welt für den „Berliner Lokalanzeiger“ 1927-1928	
Das außerstandene Palästina	128
Indien – Dehli und Benares	133
Honolulu	139
Abschied (1928)	144

### Ausklang

Selbstbiographie (1922)	145
Nachruf von Elisabeth Altmann-Gottheimer (1929)	147

Nachwort	149
Textnachweise	154
Abbildungsnachweise	155
Bibliografie	155

## Kindheit

Aus *Erinnerungen an meine Schwester Clara* von Fritz Ernst (1930)

Meine Schwester Clara war ein lebhaftes, geradezu waghalsiges Kind, das keine mädchenhafte Angst kannte und manchen Jungen ihres Alters, der ihr etwas zu Leide getan hatte, nach allen Regeln der Kunst verprügelt hat. Ihr älterer Bruder Job (Josef), der ein kräftiger Kerl, nach Sprache und Manieren überhaupt ein rechter, echter Junge war, eignete sich für wilde, jugenhafte Spiele besonders gut zu ihrem Gefährten. Sie hatte aber auch stille Stunden, und in ihnen ließ sie ihre Phantasie spazieren gehen, denn ihre Erfindungsgabe war damals schon außerordentlich entwickelt. Ihr Publikum war meine Wenigkeit, denn ich war noch so klein, dass ich ihre fabelhaften Erlebnisse, die sie mir in den glühendsten Farben schilderte, Wort für Wort glaubte. Aus ihrer Puppe Arthur, die zu jedem Weihnachtsfest in neuer Gestalt auftauchte, wurde dann ein lebendiger kleiner Walther, der die fabelhaftesten Schicksale erlebte. Wenn sie kam, mir etwas von W-a-l zu erzählen, wie sie den Namen geheimnisvoll abkürzte, wusste ich, dass ich die märchenhaftesten Dinge zu hören bekam. Für einen Dichter muss so ein Publikum eine herrliche Gabe sein, und Clara ist mir dafür auch, so scheint mir, ihr Leben lang dankbar gewesen, denn wir haben uns immer besonders nahe gestanden. Aus dem Leben von uns fünf Kindern in Münster findet sich manches in den „Sieben und ihr Weg“. In dem Roman ist aber selbstverständlich Dichtung und Wahrheit so gemischt, dass die wahren Züge und Begebenheiten nur herausfindet, wer sie selbst erlebt hat.

Als ich ein Kind war

Als ich ein Kind war, mein Geliebter,  
Träumte niemand so selig wie ich,  
lebte niemand so wild und fröhlich,  
weinte niemand so bitterlich.

Nun ich ein Weib bin, du mein Geliebter,  
küss dich niemand so heiß wie ich,  
liebt dich niemand so unermesslich,  
grämt sich niemand so bitterlich.

## Ferien auf dem Lande

In meiner Kinderzeit mieteten meine Eltern mehrere Jahre hintereinander in einem stattlichen, westfälischen Hofe bei Münster alle verfügbaren Räume und so waren wir im Sommer lange Wochen auf dem Lande.

Ach, was sage ich: Auf einem prächtigen, von gelassener, schöner Kraft strotzenden Bauernhof, und das ist heute noch für mich eine selige Insel. –

Am Tage unserer Abfahrt kam am Vormittag ein Leiterwagen. Unsere Mägde und ein Knecht bepackten ihn mit Möbelstücken und Bettzeug. Wir Kinder wurden von unseren Eltern in einen breiten Landauer gesteckt. Und nun gings los!

Wenn die bekannten Äcker und Wiesen kamen, die weit ausgesponnen um den tiefleuchtenden, behäbigen Hof lagen, wie eine zarte, altertümliche Filigranarbeit von buntfarbenem Golde um einen einzigen, glutvollen Stein, dann hielt es uns nicht länger, dann sprangen wir aus dem Wagen. Jeder ging seinen eigenen Weg. Ich lief immer denselben ganz bestimmten Weg. Die Luft strich über mein Gesicht, durch das Haar, die Kleider – ich war unsinnig glücklich.

Es war ein breiter Feldweg. Rechts die Äcker mit dem wiegenden, leicht schwingenden Korn. Sie hatten dunklere, samtene Flächen und helle, leicht aufgeraute gelbe Anhöhen. Das machte der Sonnenwind. Die Kornfelder waren endlos und die Sonne stand triumphierend über ihnen. Wie viel Sonne gab es damals!

Und dann kamen Klee- und Lupinenfelder voll Buntheit und Bienengesumm, von Schmetterlingen überflogen. Dazwischen Wallhecken, aus denen alte Eichenknorren ihre wohlbekanntesten Gesichter herausstreckten.

Links lief ein leichter, von Erlen und Weiden umstandener Bach mit Wiesendotterblumen, Vergissmeinnicht und Binsen. Er endete in einem kleinen Tümpel, der

verstohlen zwischen hohem Schilf aufblitzte. Rings um ihn her und aus dem Schilf heraus knarrten die Frösche. Dann bog der Weg ab, wurde weich, von Hufen zertreten, und nun stieg er plötzlich an. Jetzt wusste ich schon alles, trug die ganze Wonne in mir!

Ich stürmte vorwärts, bis ich oben stand, am Heck, das den großen Kuhkamp abschloss, ich kletterte hinauf, setzte mich auf den hohen, breiten Eckpfosten und vor mir lag das ganze, gottgesegnete Land. – Die Weide mit den buntgefleckten Kühen darauf senkte sich zum Fluss hinab – und dann kam das Unendliche, die Weite, die Weite ... grün, gelblich, blau, mit dem flirrenden, schimmernden Gold darüber und der hellen, hellen Luft, dem hohen Himmel, den ruhigen, weißen Wolken und ganz hinten verwischt, rötlich, weich und dunstig die alte, herrliche Stadt mit den vielen Türmen, über der das Lied vieler Glocken schwamm. Wenn ich den ersten heißen Durst gestillt hatte, lief ich wieder an den Feldern vorbei, dem Hofe zu. Ich streifte mit der Hand leicht über das Korn, ich liebte es. Der Hof war mit einer breiten Gräfte umgeben, die an einzelnen Stellen zugeschüttet war.

Das Hauptheck stand weit offen. Ich ging geradewegs in das breite Tor der Tenne hinein, über dem sich, hoch oben am Giebel, die Pferdeköpfe kreuzten.

Am Nachmittag war die Tenne leer, höchstens, dass einige Hühner darin herumpickten. Sie war halbdunkel und ganz von einem warmen, schweren Dunst erfüllt. Hier und da blitzte Gerät auf, Sensen, eine Schüppe, ein Spaten. Der Boden war blank vom Dreschen und mit feinen Adern durchzogen.

Am Abend standen rechts und links die Kühe und Pferde, sie stampften, klirrten mit den Ketten und sahen uns mit ihren großen, dunklen Augen an. Hin und wieder brüllte eine Kuh. Die Mägde gingen mit dampfenden Eimern vorüber. Es roch nach Vieh, nach Heu und

Milch. Von der Tenne aus führte eine riesige, schwere Holztür in die Küche, die die ganze Breite des Hauses einnahm. In dieses Riesentor war eine kleine Tür hineingefügt. Sie hatte ein ungelinkiges, schweres Schloss, und man musste Acht geben, dass man nicht über die hohe Schwelle stolperte.

Dann aber stand man in der Küche, gegenüber einem großen, offenen Feuer, hinter dem sich eine mattschwarze Vertiefung in die Wand hineinbog. Über dem Feuer war der Rauchfang.

Am späten Abend saßen der Bauer und seine Frau – sie waren noch junge Leute – und die Knechte und Mägde im Halbkreis um das Feuer. Die Frauen strickten und nähten und die Männer rauchten kurze Pfeifen und spuckten hin und wieder in die brennenden Scheite hinein.

Die Leute in der Küche beteten erst eine Litanei, der Hütejunge betete mit heller Stimme vor, der Chor fiel gedämpft ein, und später „verzählten“ sie sich allerlei – aber nicht viel.

Links von dem offenen Feuer, ganz hinten an der Wand mit den vielen Fenstern, war die „gute Stube“, in der es sehr muffig roch, und rechts, wie in den Küchenraum weit hinausgeschoben, war unser Wohn- und Esszimmer. –

Neben diesem Zimmer an der Hauptwand, nicht weit vom Feuerplatz, war eine Türe, die zu den „Aufkammern“ führte. Das waren unsere Schlafzimmer.

Man ging ein paar Stufen hinauf und kam dann auf einen kleinen Flur mit drei Türen. Das Schlafzimmer von uns Mädchen lag rechter Hand, hatte ein einziges, nicht sehr großes Fenster und war blau getüncht. An der Türe hing ein großes, buntes Weihwasserbecken aus Porzellan, eine Art Muschel, auf der zwei Engel mit goldenen Flügeln knieten. An den Wänden hingen fromme, bunte Öldrucke, dann gab es noch einen kräfti-

gen Kleiderrechen mit starken Pflöcken, auf denen hinter einem rot- und weiß-gewürfelten Vorhang unsere abgetragenen Kleider hingen.

Den größten Platz im Zimmer aber nahm das Bett ein: Ein riesengroßes, zweischläfriges Bauernbett mit drei weißen Kopfkissen und einem hohen, ebenfalls mit rot- und weißgewürfeltem Leinenstoff bezogenem Federbett.

Wir verloren uns ganz in dem Bett. In jeder Richtung hätten wir liegen können, es war immer reichlich groß genug. Wir lagen in unseren langen, weißen Nachthemdchen mit den festgeflochtenen, blonden Zöpfen in dem großen Bett, wie drei weiße Winden, die am Abend ihre Blätter ganz eng zusammenschmiegen. –

Ich konnte anfangs nur schwer einschlafen. Vom Walde her kamen die wehen, eigentümlichen Laute – und der Mond strich silbern über mein Gesicht, Wogen von Duft strömten durch das offene Fenster herein. Dann stand ich sacht auf – ich schlief an der Wand – kletterte über meine Schwestern hinweg, und setzte mich auf die breite Fensterbank. Ich lehnte mich mit dem Rücken an, zog die Knie hoch und schlang die Hände darum. Fast bis zum Fenster hinauf quoll eine Fülle von Blumen – Sonnenglanz, Malven, Rittersporn, Rosen, Aklei. Und darunter standen „Köhlchen im Feuer“, Stiefmütterchen und „Jüngferlein im Grünen“. Diese Kleinen sah ich nicht, doch ich fühlte sie.

Die Nacht konnte noch so dunkel sein, diese strahlende, üppig-wuchernde Blumenpracht glühte durch die tiefste Dunkelheit. Sie zerbrach fast den schräg liegenden, niedrigen Zaun.

Es war nicht der eigentliche Garten. Der lag an der anderen Seite des Hauses, hinter dem Platze mit den Eichen. Der war wohlgehalten, hatte eine breite, regelmäßig verschnittene Hecke, und in der Mitte stand eine große, silberne Kugel.

Unser kleines, wildes Blumenparadies, für das nur der liebe Gott sorgte, hatte wohl irgendeine frohe, lebenswarme Bäuerin auf dem ungenützten Platze zwischen dem Haus und dem Holzschuppen erstehen lassen – aus purer Herzensfreude – uns es war weiter gewuchert und flammte selig zum Himmel empor.

Vielleicht auch waren wir selbst so selig, dass alles glänzte, was unsere Kinderaugen erblickten!

Ferien auf dem Lande! – dazumal – etwas Schöneres gab es nicht.

## Jugend

### Rückblick auf die Jugend

Äußerlich verlief mein Leben ganz nach dem Schema eines Mädchens aus gutem Hause, innerlich hatte ich viele Kämpfe. Das lag an den Religionslehrern und -lehrerinnen. Was die alles über Sünden gefabelt haben. Das kann nichts gut machen. Immer noch denke ich mit Ingrimm daran. Und dann die unerhörten Fragen im Beichtstuhl! Ich war ein ganz besonders aufrechtes, frisches, freies Mädchel und wusste nichts von Sünden und Heimlichkeiten, und immer wurde ich bis aufs Blut gepeinigt mit Andeutungen und Fragen, die ich gar nicht verstand und mich, die ich viel Phantasie hatte, tief erregten. Meine Mutter war ebenfalls fanatisch fromm. Dabei äußerst streng gegen uns Kinder, und als Mensch sehr verschlossen. So war man eben ratlos. Schließlich habe ich regelmäßig gebeichtet, was man von mir hören wollte, sogar: ‚Ich habe Umgang mit Personen anderen Geschlechts gehabt‘, denn ich spielte doch täglich mit meinen Brüdern. Was all das Zeug heißen sollte, verstand ich erst, als ich mich, ganz unwissend, mit 22 Jahren verheiratete und dann gleich sehr unglücklich wurde.

\*\*\*

In mir war ein Motor: Ich wollte etwas werden – eine Künstlerin. Und gerade das war völlig verpönt. Bis zu meinem 30sten Jahre durfte ich nichts, aber auch gar nichts selbständig tun. Ich kam also in die Ballsäle und die Mädels kamen mir wie arme, zusammengetriebene, aufgeputzte Hühner vor und die Männer wie aufgeblasene Gockel. Doch ich hatte unendlich viel Lebenskraft und Lebensfreude. Diese tollte ich dann beim Tanzen aus. Tanzen und alle körperlichen, sportlichen Bewegun-

gen fand ich herrlich. Da ich immer noch frank, frei und fröhlich war, hatten die „Gockel“ mich recht gern, und mir wieder gefiel es, beliebt zu sein!

Ich hatte sehr bald sehr viel Gelegenheit mich zu verheiraten, und da verlobte ich mich, weil ich nichts anderes für ein Mädchen sah, mit einem Fabrikanten (Eisenwerk), der ein so schönes Gesicht hatte und so stolz war, dass ich mir Romane über ihn zusammendichten konnte. Das tat ich dann auch gründlich und ich wurde noch viel gründlicher enttäuscht.

## Die Schriftstellerin

### Dalmatien

Aus dem Roman *Blaue Adria* (1916)

Am andern Morgen strahlte die Sonne wieder von einem wolkenlosen Himmel herab, wie all diese leuchtenden Wochen. Lisa van de Sandt und ihre Tante standen auf einem Balkon des „Grand Hotel Imperial“ und blickten in das unendliche Blau. Auf dem Tisch lagen die Briefe aus der Heimat.

Tante Gertrud trug ihr hübsches, weites Morgenkleid, und der Kellner brachte auf einem großen Tablett das Frühstück herein, stellte es auf dem Balkon zurecht und entfernte sich leise. Die Damen setzten sich in die bequemen Korbstühle. Lisa schenkte ihrer Tante den Tee ein. Sie war still, ein wenig versonnen. In unruhige Träume hinein, hatte sie das schwermütige Lied des Zigeuners verfolgt. Ihre großen, dunkelblauen Augen sahen über die alten Linden hinweg auf das weite Meer. – –

Möchtest du alles hinwegnehmen, dachte sie, herrliche Weite, alles, und mir nur die wunschlose Seligkeit dieser langen Sonnentage lassen. Möchte ich über dich hinweggetragen werden auf irgendeine glückliche Insel, wo es nur eine reine, blühende Natur gibt, wo keine hergebrachten Formen und Vorschriften beschneiden, einengen und erdrosseln.

„Kind, du bist so still.“

„Ach, ich bin glücklich! Sieh nur die leuchtende Stadt, die Schwalben und das Meer. Ich möchte immer hier bleiben, hier unten in Dalmatien. Ich liebe das alles“ – Lisa machte eine weite Bewegung mit der Hand – „auch das Steingeröll, das Karstgebirge, die ganze Sprödigkeit dieser sonnedurchglühten Landschaft. Es ist etwas Weltfernes. Denk nur an Traù. War es nicht unsagbar schön? Und so

ganz fremdartig. Ich hätte gleich oben bei den Ruinen bleiben können, in einem kleinen Hause wohnen und mit Kindern in der Sonne spielen.“

„Liebes Kind, ich denke immer, dieses trostlose Karstgebirge zerbricht dem die Seele, den das Leben schon elend gemacht hat, aber den, der sich so frisch und frei und jung fühlt, wie du, den macht es nur noch freier und kräftiger.“

Lisa betrachtete sich im Spiegel, sie setzte ihren großen, weichen Hut auf. Der kurze, hellblaue Leinenrock umspannte ihre schöne, kräftige Schlankheit, die dünne, weite Mullbluse zeigte ihre gesunde, zarte Haut. Um den Hals hing eine lange Bernsteinkette. Lisa sah sich gerne. Sie wusste, dass sie schön war, wusste es, wie etwas Selbstverständliches, das man nicht erwähnt. Sie war für ihre Schönheit dankbar. Sinnend betrachtete sie sich und polierte ein wenig die Nägel. Zartrosa sahen sie aus, neben der bräunlichen Farbe der sonnenverbrannten Hände. Die Ringe blinkten bunt und warm auf den feinen Fingern, es waren Erbstücke, merkwürdig gefasste, farbige Edelsteine.

Ihre Gedanken wanderten in die Heimat. Assessor Westernhagen! Sie hatte ihn fast vergessen. Wie die Eltern nur Gefallen an ihm finden konnten! Er war ein Regierungsassessor, wie alle anderen, manchmal schien es ihr, als sei er so recht eigentlich der Typus eines Regierungsassessors. Wer weiß, vielleicht auch ein ganz lieber Kerl, sicher gescheiter als Rudolf, aber nicht so fröhlich und herzlich. Assessor Westernhagen – sie konnte ihn sich gar nicht vorstellen, hier in Dalmatien. In Ragusa, ja, vielleicht, aber in Sebenico, diesem Felsennest, auf Curzola, in den engen Gassen, in denen die zum Trocknen aufgehängte Wäsche flattert, oder vor einem kleinen Albergo in Traù? – ganz unmöglich! – Er passte eben in die Regierungshauptstadt, dass er zu einer komischen

Figur wurde, wenn man sich vorstellte, er hätte die prachtvolle, montenegrinische Volkstracht angelegt.

Lisa lächelte.

Aber ich, ich könnte sie schon tragen, die schöne Tracht – dachte sie – und ganz unvermittelt sah sie den Zigeuner mit seiner Geige, dem rässigen Kopf und den schlanken Gliedern.

Langsam stieg sie die Treppen hinab und verließ das Hotel. Draußen war eine gläserne Helle.

Lisa ging die prächtige Straße entlang, das Skizzenbuch in der Hand. Da kamen Eseltreiber in ihrer bunten Tracht, Frauen aus dem Volk, Wagen mit Früchten und Gemüse, Züge von Soldaten in hellblauer Uniform, schmutzige kleine Buben, Ziegen vor sich hertreibend: Eine ganze Reihe leuchtend farbiger Bilder, die Lisa immer wieder, voll hoher Freude, genoss.

Sie musste zur Seite treten, dicht an das Geländer hinan, weil die elektrische Bahn, die hin und wieder die Schönheit dieser Straße zerriss, hier knapp neben dem schmalen Fußsteig vorbeifuhr.

Zur gleichen Zeit sprang ein Mann, den sie bisher nicht bemerkt hatte, vor der Elektrischen her auf den Fußsteig. Er stand neben ihr und sah sie an. Es war der Primas.

Als die Wagen vorbeigefahren waren, kam gleich ein langer Zug Soldaten. So standen sie wartend nebeneinander. Einem schnellen Impulse folgend, wandte sich Lisa an den Zigeuner.

„Sie haben gestern Abend wundervoll gespielt. Werden Sie noch lange in Ragusa bleiben?“

„Vielleicht – wir bleiben hier, solange die Menschen zu uns kommen.“

Er stand mit dem Hut in der Hand neben ihr, er sah frisch und jung aus. Seine Sprache hatte etwas Fremdländisches, leicht Unbeholfenes.

„Ich dachte, der Besitzer des Cafés hätte sie engagiert.“

Sie errötete, während sie sprach, es schien ihr so erniedrigend für ihn, dass ein Kaffeehausbesitzer ihn engagieren könnte, und sie schämte sich, so etwas gefragt zu haben.

Der Primas blieb ganz unbefangen.

„Nein, wir spielen einmal hier, einmal da.“

Um etwas Freundliches zu sagen, fragte sie ihn:

„Woher kommen Sie denn jetzt?“

„Aus Sebenico.“

„Ist's möglich!“

Das entfuhr ihr gegen ihren Willen. Sebenico, dieses alte Felsenfest! Wie konnte er dort spielen!

„Sebenico mag ich gern, ich kenne es gut, war schon oft dort.“

„Und wo ist Ihre Heimat, wo sind Sie geboren?“

„Oh“ – er lächelte – und wies mit der Hand zu den Bergen hin – „Heimat? Da hinten, hinter den Bergen, und viel weiter. Ein kleines Dorf an der rumänischen Grenze, in Ungarn, dort bin ich geboren.“

Sie waren langsam weitergegangen bis zur nächsten Bankgruppe.

„Waren Sie lange dort? Erzählen Sie mir ein wenig von sich.“

Der Primas schwieg und sah Lisa ruhig an, ganz genau, wie man sich eine schöne Blume oder ein Bild ansieht.

„Tun Sie's nicht gerne?“ fragte Lisa.

„Ja, gerne – ich dachte an etwas Anderes. Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen einen sehr schönen Platz, sehr schön – nicht viele Bänke am Wege, wie hier“ – er wies auf die Bankgruppe – „ein wenig steigen müssen Sie, nur durch die schmale Gasse, dort am Berg.“

„Ah, da gehe ich gerne mit, ich kenne hier so wenige Wege – ist's ein schattiger Platz?“

„Der schönste Platz in Ragusa.“ –

Sie überquerten die Straße und bogen zwischen zwei hohen Mauern ein. Zur linken Seite des steinigen Weges hingen lange Rosenranken über die weiße Mauer.

András Imre griff nach einem vollen Büschel. Als er stehen blieb, um es abzupflücken, ging Lisa voran, geschickt die flachen Steine benützend.

Er sah ihr nach.

Sie wiegte sich ein wenig in den Hüften, wie sie von einem Stein zum andern sprang und wippte auf den Zehenspitzen.

Eine junge Fröhlichkeit ging von ihr aus.

Die belebte Straße da unten hatte sie verwirrt. Sie stand da mit einem Zigeuner. Sie wollte keine erstaunten Blicke sehen, kein halbes Lächeln.

Nun fühlte sie sich frei.

Hier in der engen Gasse waren sie ganz alleine.

Er würde ihr etwas erzählen – etwas Fremdes, Besonderes!

Und wie schön er war – so gar kein Zigeunerprimas!

In Ragusa, ja, da war er der Zigeuner – daheim, in der norddeutschen Beamtenstadt, hätte ihn jeder für einen ausländischen Diplomaten gehalten.

Sie lachte in sich hinein.

Dann wandte sie sich um. Da stand er noch und sah ihr nach.

„Nun?“

„Ich pflücke Rosen für Sie.“

Er kam schnell herbei und hielt ihr das leuchtende Büschel entgegen.

Sie nahm es dankend.

Er sah still zu, wie sie die weite Bluse unter der Brust emporhob, um die Blumen besser befestigen zu können.

Tiefer stehend als sie, umfassten seine Augen ihre ganze Schönheit, vom schlanken, weißbeschuhten Fuß bis unter das prächtige, blonde Haar. Sein Herz begann schneller zu schlagen, seine Blicke konnten sie nicht

loslassen. Sie hatten den seltsamen Ausdruck wie am Abend vorher, als er das alte Volkslied sang, einen Ausdruck schmerzlicher, inbrünstiger Verbundenheit. Sie standen sich einen Augenblick lang stumm gegenüber.

„Wir wollen weitergehen“, sagte Lisa, „– woher kamen sie, aus Gravosa?“

„Nicht aus Gravosa, ich war am Badeplatz, bin geschwommen.“

„Oh, herrlich! Wie das Wasser hier in der Adria trägt! Ich liege oft lange auf dem Rücken und würde noch viel länger liegen, wenn die Sonne nicht so brennen würde.“

„Ja, es ist schöner –“ Andrés suchte nach den richtigen Worten.

„Sie meinen, es sei schön für eine Frau, eine helle Haut zu haben! Man liebt, was man nicht hat“, sagte sie übermütig, „wenn sie blond wären, würden Sie dunkelhäutige Mädchen mit schwarzen Haaren schön finden.“

„Ich finde auch dunkle Mädchen schön, aber sie dürften nur blond sein, nur hell – genau so, wie Sie sind.“

„Wir wollten doch nicht von mir sprechen, Sie wollten mir aus Ihrem Leben erzählen!“

„Da oben, auf der Bank.“

„Gut.“

Sie stiegen wortlos den beschwerlichen Weg empor.

Nach einer Weile gelangten sie an ein hohes, mit Rankenwerk überwuchertes, eisernes Tor.

„Hier geht's hinein.“

Andrés langte mit der Hand durch das Gitter, schob mit einer kräftigen Bewegung den Riegel fort und öffnete das Tor.

„Kommen Sie.“ Er ließ sie an sich vorbeigehen.

Ein breiter, ungepflegter Weg, der an beiden Seiten mit dichtem, hohem Gebüsch umsäumt war, verbarg sich dahinter – Es war ganz still. Über dem verlassenen Garten schwebte ein unendlich süßer Duft.

Plötzlich umfasste Andrés Lisas Hand und zog sie vorwärts; sie traten aus dem schattigen Weg heraus, und vor ihnen lag eine große Rasenfläche ausgebreitet, in der einige verwilderte Blumenbeete glühten; tiefer unten ein Gewoge von unerhörter Pracht: blühender Oleander in allen Farben und weiter die blaue, blaue Adria. Weiße Schiffe zogen darüber hin, zarte Wolken schwebten am fernen Horizont.

Er ließ ihre Hand los. So standen sie lange, hingekommen von der Schönheit.

Es war brennend heiß in Spalato, aber Fräulein van de Sandt dachte nicht an Abreise.

In Salona hatte man mit neuen Ausgrabungen begonnen, und die alte Dame fuhr täglich mit ihrer Nichte hinaus; sie war ganz von dem Verlangen erfüllt, Zeugin eines glücklichen Fundes zu sein.

In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht, dass Lisas klare Heiterkeit getrübt war. Sie saß auf ihrem Klappstuhl neben der Ausgrabungsstelle. Lisa lag abseits auf einer großen, kühlen, mit Inschriften bedeckten Platte, den Kopf in die Hand gestützt, sah sie in die zitternde Hitze hinein.

Um sie herum blühte und duftete es, nach Spalato hin dehnte sich eine weite, wellige Ebene; im Rücken von Salona stiegen prächtige Berge empor: Grünblau, und wo das Gestein zutage trat, rostrot, dazwischen lehmgelbe Züge, wie breite Adern. In der Nähe weideten Ziegenherden, und zwei kleine, braune Burschen lagen im Gras und würfelten. Ihre hellen Stimmen und das Schaufeln und Schürfen klangen seltsam fern in der großen, sommerlichen Stille.

Lisa versuchte, sich ein Bild von der reichen, lebhaften Kaiserstadt zu machen, deren Überreste sie umgaben.

Es ging nicht.

Eine herzbeklemmende Furcht erstickte alle anderen Gedanken.

Es war ja nicht möglich, sie, Lisa van de Sandt, die Tochter des Regierungspräsidenten van de Sandt, konnte nicht das gleiche Los treffen, wie irgendein armes Dienstmädchen, deren Schande eines Tages offenbar wurde. Es war ein Wahnsinn, nur daran zu denken.

Was sagte sie, gleiches Los?

Nein, ein weit schwereres, grauenhafteres Los!

Aber das war ja alles Wahnsinn. Die Folge nervöser Überreizung. Jeder Tag konnte, musste ihr Erlösung bringen, nur etwas Geduld, Ruhe.

Und wenn die Erlösung nicht kam? Das Meer, das Meer – das war der einzige Ausweg.

Hinausschwimmen in die blaue Adria, nicht wiederkehren – – –

Immer die gleichen Gedanken, Tag und Nacht, immer das verzweifelte Anklammern an eine Hoffnung, immer nur dieser letzte, jammervolle Ausweg.

Alles schien so fern, den süßen Junitagen entrückt, da András Imre sein feines, stolzes Gesicht in ihr blondes Haar gepresst hatte, droben im alten Park, unter der bienenumsummten, in ihr Goldnetz verstrickten, Linde.

Lisa saß dicht am Haus, in einer kleinen Rosenlaube; ein niedriger, grauer Himmel lastete über dem bunten Garten, die Lilien schimmerten weißer, dufteten schwerer, die Luft war von Feuchtigkeit erfüllt.

War es denn möglich, konnte sie mit András Imre leben?

Was nützt es daran zu denken?

Konnte sie, Lisa van de Sandt, mit einem kleinen Kind auf dem Arm an der Tür des Elternhauses anpochen? Konnte sie, wie Imres arme, junge Mutter, die Landstraße entlang wandern und ihre Hand nach Almosen ausstrecken?

Und wenn das Leben es gut mit ihr meinte, gehörte sie nicht dennoch zu den Ausgestoßenen, die da unten stehen und nicht ehrlich werden können, zu den uneheli-

chen Müttern? Schleppte nicht das Kind den Makel seiner Geburt mit sich herum? –

Ja, und konnte sie überhaupt noch länger hier bleiben, bei den lieben, feinen Menschen, hier in dem weißen, friedlichen Haus? Schande über die bringen, die sie mit Güte überschüttet hatten, die nicht fragten, nicht zweifelten – die ihr vertrauten, weil sie selbst reinen Herzens waren?

Nein, hier bleiben, das konnte sie nicht – vielleicht noch kurze Wochen, nachdem sie mit Imre gesprochen hatte, länger nicht.

Irgendein Unterschlupf würde sich ja finden, in einer großen Stadt, in Wien, in Budapest – irgendwo würden sie ja ihr Brot verdienen, Imre mit seiner Geige, sie mit ihren vielen guten Schulkenntnissen.

Besser war es, als lebenslänglich von einer Schande gewürgt zu werden.

Lisa griff unwillkürlich an ihren Hals – nein, nein, nicht die Schande!

Ein heftiger Windstoß fegte den Garten entlang, die Palmen bogen sich und rauschten, dicke Tropfen schlugen auf ihre breiten Blätter.

Lisa nahm ihre Näharbeit und ging ins Haus.

Ja, nun kam der Sturm.

Am andern Mittag, gegen einhalb drei Uhr, trat Lisa im Gummimantel mit einer ledernen Mütze auf dem Kopf aus dem Haus.

Sie kämpfte sich durch den Garten.

Die stille Gasse entlang fand sie einigen Schutz, dann aber, als sie den völlig verlassenem Strandweg erreichte, der am wild-zerklüfteten Ufer entlang immer weiter in die steinige Einsamkeit hineinführte, musste sie bisweilen mit der Hand nach einem vorspringenden Fels greifen, so zerrte der heranbrausende Sturm an ihren Kleidern.

Das Meer donnerte mit wütendem Anprall an die tieferliegenden Felsen. Bisweilen zerschellte eine breite Woge mit einer solchen Wucht, dass sie haushohen Gischt empor schleuderte und Wasserstaub wie Schleierfetzen über den hochgelegenen Strandweg warf.

So weit das Auge reichte, stürmten wuchtige, weißgekrönte Wogen heran, als wollten sie das Land zerschmettern und verschlingen. Wild bäumten sie sich auf, voll rasender Ungeduld, unbändig kamen sie dahergebraust, und grollend wie Raubtiere wichen sie zurück, als holten sie von neuem zum Sprunge aus.

Die Großartigkeit des Schauspiels löschte jeden Gedanken in Lisas Seele aus.

Sie stand wie gebannt im Schutze eines vorspringenden Felsens.

Sie war der einzige Mensch weit und breit, und diese tobende Seeligkeit da unten gehörte ihr allein.

Wie sie noch stand und mit bebendem Herzen diese Schauer genoss, fühlte sie wieder diese bohrenden, heißen Schmerzen. Sie konnte nicht aufrecht stehen und ließ sich auf den Boden hinabgleiten.

Zusammengekauert saß sie da und wartete auf Linderung.

Plötzlich sprang eine rasende Freude in ihr auf: Wäre es möglich, sollte der Kelch an ihr vorübergehen? War dies die Erlösung?

„Herr Gott im Himmel“, rief sie laut und streckte die krampfhaft gefalteten Hände von sich, „ja, erlöse mich, erlöse mich von dieser Schmach und Pein!“ –

Aber hier konnte sie ja nicht bleiben, hier am Wege. –

Da fiel ihr ein, dass nicht weit hinter dem Felsvorsprung, unterhalb des Strandweges, ein verlassenes Haus stand, das die Dorfkinder wohl als Badehaus benutzten.

Sie riss sich zusammen, ihrer Schmerzen nicht achtend stürzte sie vorwärts und erreichte das einsame Haus.

Voll banger Sorge, dass die Wogen es völlig durchfluteten, trat sie in die offene Tür.

Rechter Hand war ein ziemlich hochgelegener Rest des alten Fußbodens, alles andere hatte die Sturmflut vieler Jahre ausgehöhlt und fortgerissen.

Diesen einen Fleck erreichte die auslaufende Brandung nicht.

Dankbar flüchtete sich Lisa auf diese trockene Stelle, die zugleich, durch die aus riesigen Steinresten aufgeführten Wände, einen Unterschlupf gegen die stärkste Wucht des Sturmes bot.

Ihre Gedanken waren klar und sicher: Leben, nur wieder leben und sich freuen dürfen, nur nicht mehr voll Schande am Boden liegen!

Sie entledigte sich behutsam ihrer Kleider, die sie mit großen Steinen beschwerte, damit der Wind sie nicht forttrüge.

In ihrer schönen Nacktheit, das blonde Haar mit der Ledermütze bedeckt, stieg sie in die mächtig-rollenden Wogen hinab.

Sie stand bis über die Hüften im Wasser, aber die tollen Wirbel schossen immer wieder jählings über ihren Kopf dahin.

Lisa klammerte sich mit beiden Händen fest an einen Mauervorsprung.

Furchtbare Schmerzen schüttelten sie, aber in ihr und um sie her, war ein jubelndes Brausen: Das Meer, das tolle, jauchzende Meer riss all ihre Qual davon –

„Ich bin erlöst, ich bin erlöst“, stammelte sie, heiße Tränen rannen über ihr Gesicht. –

Kein Gefühl der Schwäche wandelte Lisa an, die unsägliche, glühende Freude hielt sie aufrecht.

Sie stieg aus den schäumenden Wogen, dem Leben wiedergegeben.

Voll zitternden Glückes kleidete sie sich an und trat ins Freie.

Keine Menschenseele – nur die wilde, großartige Einsamkeit!

Jetzt packte sie der ungeheure, gesegnete Sturm und trieb  
sie dem Dorfe zu.

Die ersten Menschen – Kinder, in der offenen Haustür!

Lisa hätte sie an sich drücken und küssen mögen.

Doch der Sturmgesele hatte sie in seine derbe Faust  
genommen und trieb sie lachend die Gasse hinunter.

Berauscht, erfüllt von einer unsinnigen Freude, lief das schö-  
ne, blasse Mädchen durch den Garten, dem Hause zu.



1915

Aus einem Brief von Erna Hüster (undatiert)

Dieser Zweig der Familie war uns recht unbekannt. Mein Vater schätzte seine Kusine Clara Ratzka sehr wenig. Sie lebte mit uns zur gleichen Zeit in Berlin, und wir merkten schon als Kinder, dass da etwas Besonderes war. Dann erfuhren wir, dass sie Bücher schrieb, die aber im Elternhaus tabu waren! Unsere sehr großzügige Großmutter in Münster, bei der wir in vielen Ferien waren, verschaffte uns diese sehr amüsanten und modernen Romane und las sie mit größter Freude mit uns, da sie unter anderem ganz großartig das Münstersche „Milieu“ der „gehobenen Bürgerschaft“ schilderten.

Aus dem Roman *Die Gasse* (1918)

Wir sind nur Marionetten, liebe Leute,  
nehmt's nicht so schwer!  
Wir krächzen, rollen die Augen, schlagen Räder –  
von ungefähr – –.  
Uns freut das Leben,  
wie's auch sei.

Und über unsere Schultern weg, die miserablen Gesichter,  
lasst sie nur stehn.  
Ein Fetzen Wahrheit ist's, verbrämt mit krauser Tücke,  
das muss man sehn!  
Kommt nur herein in unsre Gasse,  
wie's auch sei.

Nicht gar so toll ist's, denn es tanzt im Reigen,  
nach altem Brauch,  
ein schönes Liebespaar, ein Haufen lust'ger Kinder – –  
Affen, ein Dromedar!  
Es blüht ein Hollerstrauch – –.  
Nur nicht so ängstlich,  
wie's auch sei.

Wir sind nur Marionetten, liebe Leute,  
doch hinter unserm Wirbeln steht ein ernst Gesicht.

-----  
Zur Seite mit dem Vorhang! Licht!  
Lacht, liebe Leute,  
wie's auch sei!

Das Minoritenkloster zog sich fast die ganze Gasse entlang. Seiner ockergelben, stumpfen Mauer wandten sich die Gesichter einer Reihe verträumter, verhutzelter und lustig-zwinkernder Häuser zu.

In den Häusern, die gegen die Klosterwand sahen, wohnten von alters her Seidenwarenhändler. Zwar hatten sich nur zwei größere Firmen zu halten vermocht, die Firma Herzberger und die Firma Stein & Hollerbusch, aber immer noch hieß sie im Volksmund die Seidenwebergasse, denn sie war älter als das Kloster. --

Rose Herzberger saß am Fenster und putzte sich. Sie hatte ein pralles, gesundes Gesicht, das sie mit einer Puderquaste betupfte.

Nachdem Frau Herzberger ihre ewig erstaunt emporgezogenen Augenbrauen mit einer dunklen Tinktur bestrichen hatte, stand sie befriedigt auf, stellte ihre Hände auf die Hüften, zog den Leib ein und betrachtete im Spiegel ihre üppigen Profillinien.

Sie ging einige Male im Zimmer auf und ab.

Nebenan hörte man eine kranke Stimme und das Scharren einer Hand auf der Tapete.

Rose Herzberger lächelte: „Nein, ich komme nicht! Mag er krächzen.“

Die scharrende Hand an der Wand des Nebenzimmers wurde unruhiger, die Stimme dringlicher.

Rose Herzberger nahm eine Bürste von ihrem Toiletten-tisch und klopfte damit gegen die Wand. „Ruhe“, sagte sie, „Ruhe, ich werde schon kommen.“

Dann nahm sie ein Bild von einem kleinen, überladenen Schreibtisch, auf dem eine Vase mit künstlichen Blumen stand.

„Vor einundzwanzig Jahren“, sagte sie, „ich achtzehn, er siebenundvierzig.“ Sie stieß einen verächtlichen Ton durch die Nase und setzte das Bild wieder fort.

Da öffnete sich die Tür. Sehr leise.

„Mein Gott, Charlie!“ sagte Frau Herzberger schnell aufstehend. „Du bist’s?“

„Ja Mutter, ich, wer denn sonst“, sagte Charlie Herzberger dreist. Er steckte in einem gelbbraunen, pelzgefütterten Mantel mit breitem Opossumkragen und behielt den Hut auf dem Kopfe.

„Schläft Vater? Was ist mit ihm?“ fragte er gedämpft.

„Nichts. Immer dasselbe.“ Sie hob die Schultern, als wollte sie sagen: langweilig, unendlich langweilig!

„Ja, Mutter“, begann er endlich, „s is verdrießlich“, und er ließ es offen, was eigentlich verdrießlich wäre. Dann plötzlich, wie sich besinnend. „Da ist der junge Buschmann, Paul Buschmann, ich hab’ schon oft von ihm g’sprochen, der Maler. Er veranstaltet ein kleines Fest – einen Herrenabend“, fügte er vorsichtig hinzu. „Ich kann mich da nit ausschließen. Du verstehst. Baron Brunner kommt übrigens auch hin. Na, und da fehlt’s eben an die Moneten. Was, Mutter!“

Er legte seine Hände, die schmal und mit Ringen bedeckt waren, auf ihre Schultern und strich dann langsam an ihren Armen hinunter, wobei er die geputzte Frau genau und lächelnd betrachtete.

Frau Rose wusste, was er dachte. Das seltsame Gemisch von Furcht und Neugier stieg in ihr auf, das sie immer überkam, wenn sie mit ihrem Sohn allein war, und wenn Charlie es sich einfallen ließ, vertraulich zu werden.

Sie dachte an Baron Brunner, den untersetzten, gesunden, diskreten Mann. „Ich möchte wissen, wie er lebt“, dachte sie.

„Ich möchte wissen, wie er lebt“, dachte Frau Herzberger nochmals. Sie reichte Charlie enige Scheine hin, und als er sie nahm und ihre Hand küsste, beugte sie sich vor, um den Duft seines Parfüms einzuziehen, das sie sehr liebte.

„Woher beziehst du es?“ fragte sie.

„Das Parfüm? Ach, irgend jemand hat's mir geschenkt. Auf Wiedersehen.“ Er ging rasch hinaus.  
Nun klopfte es deutlich gegen die Wand. Frau Herzberger, die diese Unterhaltung eher animiert als niedergestimmt hatte, öffnete die Tür zum Schlafzimmer ihres Mannes.  
Ein gelber, magerer Schädel erhob sich vom Kissen.  
„Karl, nicht wahr, Karl?“  
„Du kontrollierst jeden Schritt und jeden Laut, mein Lieber. Ja, Charlie; er war eilig.“  
Der alte Jakob Herzberger hustete, dass sich sein Körper krümmte. „Ihr seid alle eilig.“  
Frau Rose schwieg. Sie trat zum Fenster hin.

Das letzte Haus in der Sackgasse, rechts im schrägen Winkel, wurde neu angestrichen.  
Seit Menschengedenken war dies ein Frauenhaus. Es gehörte in die Gasse hinein und die Gasse lebte vom „Blauen Haus“. Es warf wenigstens manchen guten Brocken für die Anwohner ab.  
Die jetzige Inhaberin – aber wer war denn die Inhaberin? War es Fräulein Therese Schirninger, oder war es die gewaltige Köchin Pauline Kugeleit? Ja, das wusste man nicht. Aber man wusste, dass kein Auftrag der Sackgasse entging, den sie erfüllen konnte.  
Und so stand denn der Anstreicher nämlich auf seiner Leiter und tünchte das Haus himmelblau. Derselbe nämlich, der zwei Türen weiter seine kleine Werkstatt hatte.  
Seine Frau war eine Zugezogene und konnte nicht recht Fühlung mit der Gasse gewinnen.  
Statt zu Hause ihren Pflichten nachzugehen, stand sie alle Augenblicke auf der Straße und durchbohrte nämlich mit forschenden Blicken.  
Man muss sagen, nicht ganz ohne Grund. Seine Leiter war an diesem schönen Vormittag nicht von dem Mittel-

fenster des zweiten Stockes fortzubringen. Die ganze Arbeit wurde überhaupt sehr langsam gefördert.

Ignaz Nämlich war mit glühendem Kopf nach Hause gerannt und hatte, ob seine Eheliebste protestierte oder nicht, einige Schablonen und mehrere Farbentöpfe mitgenommen, und jetzt stand er am Mittelfenster und malte mit Fleiß und Ausdauer Fruchtstücke und Blumenranken.

Das ging über den Auftrag hinaus. Nämlich wuchs aus seiner unscheinbaren Hülle zu einem Kavalier empor. Was er tat, tat er freiwillig, und er machte es gut.

Es war das Fenster von Fräulein Erna aus Berlin. Hätte irgend jemand einen Anwohner des Stollens gefragt, wer denn Fräulein Erna sei, so hätte er ein erstauntes Lächeln gesehen. Fräulein Erna war der Stolz und die Sensation der Gasse und der Liebling der gewaltigen Pauline Kugeleit.

Als Ignaz Nämlich nun umständlich begann, große Arabesken um das Mittelfenster zu schlingen, war es mit der Geduld seiner Gattin vorbei. Mit aufgeschürzten Röcken, die Hände noch vom Seifenwasser triefend – denn sie musste sich gerade die Hosen des Ungetreuen vornehmen – rannte sie aus dem Haus und schleuderte gleich eine solche Flut von Schmähungen gegen den leicht und luftig stehenden Nämlich, dass die Leiter erzitterte.

Oder bebte sie etwa von dem unterdrückten Gelächter des galanten Anstreichers?

Man hörte sein Grunzen und Prusten, und schließlich presste er sein rotes Gesicht hilflos gegen die Fensterscheibe.

Mochte werden, was da wollte, dies musste er sehen.

Zu gleicher Zeit fiel unter dem Jubel der herbeigeeilten Kinder ein Topf mit grüner Farbe hinunter.

Männchen Grosse, ein Nachbarskind, hob sofort sein Kleidchen und begann sich den Bauch mit beiden Hän-

den grün anzustreichen. Bald war kein Kindergesicht ohne grüne Tupfen.

Aber auch die Großen traten auf die Gasse und standen an den Fenstern, denn Frau Nämlich, völlig in Rage, kletterte ebenfalls die Leiter hinauf und zwickte ihrem Mann in die Beine.

Der trat voll Verzweiflung um sich, so dass die ehrbare Hausfrau, die sich nicht entschließen konnte, ganz zu weichen, als ein heulender Klumpen unter ihm hing und in sinnloser Erregung versuchte, die Leiter zum Fallen zu bringen.

Sämtliche Farbentöpfe flogen von dem kleinen Gerüst, das Nämlich so kunstvoll an der Leiter befestigt hatte. Die Gasse johlte vor Freude.

Da, als die Leiter zu stürzen drohte, wurde das Fenster aufgerissen und zwei Mädchenarme griffen kräftig zu.

„Nämlichsche, lass den Unsinn!“ rief Erna lachend. „Du bist nicht das erste Frauzimmer, dass sich dein Ignaz ansieht und wirst nicht das Letzte sein. So sind wir alle-samt! Es ist nischt dabei!“ Sie breitete ihre Arme aus, und die Sonne fiel auf ihre glänzende junge Haut.

Sie hatte den Beifall der ganzen Gasse.

Das langjährige Verhältnis von Rose Herzberger und Benno Mantel war längst in Gewohnheitsstumpfsinn übergegangen. Dieselben Redewendungen, dieselben Zwistigkeiten und dieselben Formen der Zärtlichkeit. Dieselbe Langeweile und immer die gleiche, banale Anziehung, die längst ohne erhebliche Emotionen war.

Fast wie eine gute Ehe.

Der alte Jakob Herzberger schien zu schlafen, wenigstens rührte er sich nicht. Neben seinem Bett saß Roses Mutter, Frau Anna Spengler. Frau Spengler glaubte nicht an Herzbergers Schlaf. Sie konnte warten.

Als Herzberger aber auf die lautgestellten Fragen seiner Schwiegermutter immer noch nicht antwortete, ging sie

in das Zimmer ihrer Tochter und trank die angebrochene Weinflasche leer.

Er war halsstarrig, der Alte. Verflucht! Sie mochte nicht von ihrer Tochter abhängig sein.

Sie ging über den blauen Teppich und stieß in ihrem Ärger hier und da an die Möbelstücke. Niemals sah sie zum Spiegel hin. Das lag hinter ihr.

Sie liebte es, in den Straßen herumzustreifen, in Volkaufläufen zu stehen und in Cafés, wenig gut renommierten Gaststätten und Vergnügungslokalen zweiten und dritten Ranges zu sitzen. Das amüsierte sie. Die alte Frau lebte für sich allein, aber sie langweilte sich nie.

An ihrer Tochter hatte sie wenig Freude.

Gerade Glieder, ein hübsches Gesicht, jung, aber zu wenig Hirn. Sie war Ladenmädchen unfern der Minoritengasse. Jakob Herzberger sah sie ganz zufällig zu einer Stunde, wo er hungrig nach Liebe war.

Sobald Frau Spengler seine Neigung zu Rose wahrte, wurde ihre Tochter zu purem Golde.

Sie brauchte für sich selbst sehr viel Bewegungsfreiheit, da war es gut, eine sichere Rente im Rücken zu haben. Ein verliebter, alter Schwiegersohn aber, ist so sicher wie ein Staatspapier. Ihr Segen am Tage der Trauung kam von Herzen. Nun lag er einsam, langsam sterbend, in einem sonnenlosen Zimmer.

Aber wenn es sich hob und seine Ruth neben ihm stand, dann weitete sich der Raum und wurde hell.

„Bitte den Kopf ein wenig heben.“ Paul Buschmann bezeichnete mit dem Pinsel die Richtung und blickte Frau Herzberger dabei lächelnd an. Sie senkte die Lider und glitzerte zu ihm hin.

Er sah sie aufmerksam an. Sein frischer, dunkler Kopf wirkte über dem weißen Malkittel außerordentlich kräftig. Mund und Augen hatten einen sicheren, selbstbewussten Ausdruck.

Frau Rose hätte vor Erregung schreien können. Dies war nun der Mann. Der Letzte. Der junge Mann für eine vierzigjährige Frau, die von sich selbst nur Fleisch und Sinne fühlt. Die da glaubt, das Leben sei zu Ende, wenn dieses Fleisch altert.

Jeder Blick, jeder Atemzug war wartende Wollust. Es zog sie mechanisch zueinander hin.

Paul Buschmann legte die Palette zur Seite und trat auf sie zu. Ein leises Gurgeln sprang aus ihrer Kehle.

Sie war ganz benommen von dem Gefühl ihres gesteigerten Wertes. Zwei Liebhaber – zwei Liebhaber – jawohl! Und Mutter erwachsener Kinder. Es berauschte sie.

Frau Spengler saß im Sofa, die Beine übereinander geschlagen und weidete sich am Anblick ihrer Tochter. Die fächelte fortwährend mit dem Taschentuch vor ihrem Gesicht herum. „Riechst du nichts mehr? Ich mein’ immer noch, es riecht nach Medizin und Leichen.“

„Eher nach Moschus“, sagte die alte Frau.

„Paul Buschmann sagte gestern, hier wäre schon eine ganz andere Atmosphäre, findest du nicht auch?“

„Ich bin’s“, sagte Charlie. Ruth öffnete. Da kam ein schlankes Mädchen herein mit rosiger Haut, langen blonden Locken auf den nackten Schultern. Sie trug einen seidenen Mantel über dem Arm.

„Na, meine Kleine?“ fragte Charlie unbefangen. „Gefällt’s dir?“

„Oh!“ Sie betrachtete ihn voll Staunen, „du gehst wohl auf einen Maskenball?“

„Das gerade nicht. Wir haben so einen Klub, der gibt in diesem Winter drei Feste. Das Ganze heißt ‚Frühlingserwachen‘. Dies ist das zweite Fest: ‚die Tanzstunde‘. Schau ich nicht wie ein Tanzstundenmädel aus?“

Er drehte sich kindlich kokett auf dem Absatz herum. Das feine, weiße Spitzenkleid mit der blauen Schärpe flog um die schlanken Beine.

„Weshalb machst du denn ein Mädels? Ihr habt doch sicher Damen genug?“

„Naa, wir san bloß Männer“, sagte er lustig.

„Nur Herren? Na, weißt du, das glaub ich nicht.“

Sie kam nah zu ihm heran und sah ihn immer noch erstaunt und halb schon vertraulich an.

Er fasste sie an den Schultern.

„Ja, Mädels, bloß Männer sind wir, das magst glauben oder nicht. Aber komm, wir setzen uns noch gemütlich zusammen. Ich hab' noch mehr als eine Stunde Zeit.“

„Du hast es nett hier“, er ging im Zimmer herum, hob ein Buch auf, besah eine Photographie, eine Stickerei.

Es war halbdunkel, da nur eine kleine Lampe auf dem Schreibtisch brannte.

Ruth hatte sich in die Sofaecke gesetzt und ließ ihn nicht aus den Augen. Plötzlich lachte sie laut und kindlich.

„Nein, weißt du, du siehst genau aus wie ein Mädchen, Charlie! Du sollst auch was Süßes kriegen, Schwesterl“, sagte sie, stand auf und holte ein Kästchen mit Konfitüren. „Ich esse sie doch nicht – sie sind von – – – na, du weißt schon.“

„So, Herr Mantel schenkt Pralines? Na, von mir aus ...!“

Er griff zu und setzte sich neben Ruth ins Sofa. Sie betrachtete ihn unverwandt, und je länger sie ihn ansah, umso vertrauter wurde er ihr.

Er war ja wirklich wie eine Schwester. Sie rückte nahe zu ihm heran und nahm seine Hand.

„Charlie, es ist eigentlich schade – wir haben so wenig voneinander gehabt“, sagte sie leise, wie beschämt.

„Ja, du wurdest so wohl erzogen“, sagte er, in seinen spöttischen Ton verfallend, „und ich gar nicht.“

„Wieso?“

„Ach, der Papa hat nichts von mir gehalten.“

„Wie kannst du das sagen?“

„Ich sag's, weil ich's weiß. Ich hab' manche unangenehme Auseinandersetzung mit ihm g'habt.“

„Davon hab' ich nie etwas gemerkt.“

„Nein, du nicht“, sagte er wieder spöttisch, „wenn du gekommen bist, hat alles glatt und sauber sein müssen. Als ob ein Engel ins Haus käm. Und alle acht Tag etwa kann auch das unangenehmste Haus Ruhe halten.“

Ruth hatte sich schräg vor ihn hingesezt, und, den Ellenbogen auf den Tisch stützend, eine Wange in die Hand gelegt. Die Ränder des duftigen Kleides neben ihr, die weichen, hellen Locken, nahm der warm durchleuchtete Schatten auf. Das schmale Gesicht mit dem feinen, energielosen Mund sah mit seiner rosigen Bemalung und den dunkel getuschten Brauen und Wimpern außerordentlich hübsch aus.

Sie empfand Liebe für den Bruder und Mitleid, vor allem Mitleid.

Sie lehnten eine Weile still nebeneinander. Ruth zog das Ende der hellblauseidenen Schärpe auf ihren Schoß und glättete es. Charlie sah auf den Strauß von Tulpen, die wie goldene Glocken auf den Tisch tropften.

„Sehr hübsch, dieses Gelb in dem rotbraunen Zimmer und die blaue Schärpe dazu“, sagte er sinnend.

„Da waren aber auch noch andere Dinge, die er niemals hat vergeben können, die er verdammt hat – gar nicht verstanden hat.“

„Was war es denn?“ Ruth nahm den Arm vom Tisch, rückte wieder nah zu Charlie heran und zupfte halb verlegen, halb zärtlich an den Spitzen, die vom Ausschnitt des Tanzstundenkleides herabhingen. Charlie sah sie eine Zeitlang aufmerksam an. Ihre Blicke versenkten sich ineinander. Da hob er seine Hand und strich über ihre Augen. „Ach, Kind – es ist unmöglich. Du würdest es auch nicht verstehen, vielleicht noch weniger als der Papa.“

„Du könntest mir vertrauen, Charlie, so unwissend, wie du meinst, bin ich gar nicht.“ Sie sah vor sich hin und spielte immer noch sehr langsam, befangen mit der Schärpenwende.

Unten im Hause gingen Türen. Die beiden waren still; sie lauschten, ob Schritte die Treppe herauf kämen.

„Sie kommt!“ Ruth sprang auf und verriegelte die Tür.

„Warum soll sie nicht hereinkommen?“ fragte Charlie, den Körper vorneigend, mit einem lächelnd lauernden Blick.

Ohne zu wissen weshalb, hatte Ruth das Gefühl, dass in dieser ganzen Situation etwas Unpassendes war.

„Sie soll dich nicht so sehen“, stieß Ruth heraus.

„Und du?“

Frau Herzberger fasste an die Klinke.

„Mach doch auf! Seit wann schließt du dich ab?“

„Lass doch, Mama, ich bin bei ihr!“ rief Charlie.

Ruth war von der Tür zurückgetreten.

„Du? Jetzt, das ist stark! Die Mutter kann vor der Tür stehen.“

„Es wird Zeit fürs Theater. Ruth und ich haben eine wichtige Unterredung.“

„Auf der Stelle macht ihr die Tür auf!“

Benno Mantel rief Rose von unten an.

„Was hat sie heraufzukommen?“ fragte Charlie ärgerlich, der ebenfalls aufgestanden war. „Tut sie dies oft?“

„Nein, sehr selten, fast nie.“

Charlie ging bis dicht vor die Tür.

„So nimm doch Vernunft an“, sagte er kalt. „Ich will nicht, dass du hereinkommst, hörst du? Geh jetzt.“

Man hörte das Rauschen ihres Kleides, Rose Herzberger ging stumm fort.

Charlie wandte sich zu Ruth. „So, siehst du, so muss man sie behandeln. Nicht nachgeben, nicht bitten. ‚Kusch dich‘, das ist das Rechte.“

Auf der Stirne des hübsch zurechtgemachten Gesichts waren zwei scharfe Falten.

Ruth stand verwirrt neben ihrem Schreibtisch.

Wie hässlich das war, wie unkindlich!

Und die Mutter war wirklich gegangen! Wie war das nur möglich? Stumm davon gegangen. Und Charlie lächelte wieder.

„Kann man auf deinem Tisch sitzen? Hält er mich?“

Er untersuchte den Tisch, dann schob er die Tulpen beiseite, setzte sich so, dass sein Schatten auf Ruths Gesicht fiel, und stemmte die Füße in den hellblauseidenen Schuhen gegen das Sofa.

„Wie hübsch das Mädchen doch ist“, dachte Charlie.

Da sah er im Spiegel zufällig sein geschminktes Gesicht neben dem der Schwester, und er lächelte spöttisch.

„Schau doch amal da hinüber in den Spiegel: die himmlische und die irdische Liebe. Wir wer'n hier noch rein sentimental. Das is so recht was für die klan Mäderln.“

Er stand schnell auf, ging zum Spiegel, wandte sich halb nach Ruth um und sagte:

„Mach doch amal's elektrische Licht an. Ich glaub', ich muss mich nachschminken.“

Ruth ging zur Tür und drehte die Mittelbeleuchtung an.

Charlie beachtete sie nicht mehr. Er prüfte genau sein Gesicht, besah sich im Profil von vorn, legte den Kopf auf die Seite und lächelte wie eine Tänzerin.

Dann ging er zum Tisch, holte aus dem seidenen Pompadour eine Puderdose und ein goldenes Etui mit ein paar Farbstiften und tuschte in seinem Gesicht herum, in den Augenecken, an den Ohrläppchen, an der Lippe.

Wie er so im grellen Licht dastand, überlief es Ruth kalt.

„Eben noch war alles anders“, dachte sie erschauernd, und sie suchte zu begreifen, wie Ruhe, Angst, Vertrauen, Zweifel, Glück und Verzagtheit so nah nebeneinander wohnen, so schnell wechseln können.

Charlie nahm den Mantel vom Tische, und während er ihn anzog, sagte er ganz geschäftsmäßig: „Gut, dass wir uns verständigt haben.“

Ruth durchdrang ein kühles, fremdes Gefühl. „Ich danke dir vielmals.“ Es war mehr höflich als warm.

Charlie sah sie an. Ein heimliches Lachen stieg in seine Augen. „Dummes, dummes Mädel!“ Er nahm ihre Hände, hob sie ein paar Mal auf und ließ sie wieder fallen. „Jetzt muss ich aber gehen, der Wagen wart schon. Arrivederci!“

Schlank und flink lief er aus der Tür die Treppe hinunter. Unwillkürlich schloss Ruth die Tür wieder ab. Sie sah sich in ihrem einfachen Zimmer um. Es war von Unsagbarem erfüllt.

„Kinder, nun seid doch gemütlich!“ rief Paul Buschmann wie ein Pascha.

Da flog die Tänzerin auf ihn zu und hängte sich an seinen Hals, die Füße aufhebend. „Schwenk mich, schwenk mich herum, Paul!“

„Siehst du Rose, so etwas Ungezogenes hab’ ich im Hause.“

Das schmale, junge Ding näherte sich ihr und sagte mit dem lieblichsten Lächeln: „Und nun werde ich die Ehre haben, die gnädige Frau häufig als Folie für meine Ungezogenheiten zu sehn?“

Paul Buschmann legte sich ins Mittel: „Ja, Frau Herzberger wohnt seit einiger Zeit in Berlin und wird uns das Vergnügen machen, recht oft hierher zu kommen. Du musst nämlich wissen, Rose, ich kann ohne das Mädel da momentan nicht leben.“

Er ging an einen Tisch und holte ein paar farbig-angetuschte Zeichnungen hervor: Lola Bissok in entzückenden Stellungen, kaum bekleidet.

Frau Herzberger fühlte einen Kloß in sich emporsteigen. „Reizend, reizend“, sagte sie mit starren Augen.

Buschmann wusste, wie es in ihr würgte. Aber er wollte es so. Sie durfte bleiben, ja, aber sie musste auf dem Platze stehen, den er ihr anwies. Das sollte sie von vornherein klar sehen.

Es war ihm niemals der Gedanke gekommen, dass eine Frau als Mensch unentbehrlich für ihn sein könnte. Es gab viele Frauen, aber die Tänzerin regte ihn künstlerisch an, und das war ihm nicht gleichgültig, denn er hatte begonnen, ernsthaft zu arbeiten.

Margarete Michael, ein Mädchen aus einer ihm fremden Empfindungswelt, hatte ihn dazu gebracht.

Er erwartete sie, und es machte ihn ein wenig unruhig, wie sie sich zu Rose stellen würde.

Ein kurzes Klopfen, und die übrigen Gäste kamen: der junge Mann in Werthertracht, ein Anderer, Blonder, mit einem ästhetischen Gesicht und Margarete Michael.

Margarete trat zu den jungen Leuten hin: „Der Kaffeetisch ist fertig. Woher die prachtvollen Rosen?“

„Von meiner Freundin, einer guten alten Bekannten –“ sagte Buschmann etwas befangen, „Verzeihung, ich habe die Damen nicht bekannt gemacht –“

„Ich kenne die Dame.“ Buschmann verstand, dass sie den Typus meinte. „Wir sprachen schon miteinander –“

Der Schriftsteller neigte sich zu dem Musiker Wienand Brake und sagte: „Sie sitzt da wie eine konsternierte Kuh.“

Als Brake einige Wochen später auf die verregnete Straße trat, fiel ihm ein, dass er eine Stunde zu Buschmann gehen könnte. Wenn er nicht im Café saß, hatte er meistens Gäste. Oft genug eine recht amüsante Gesellschaft. So war es auch heute.

Schon auf der Treppe hörte er Gesang, Rufen, Tellerklappern.

Er klingelte. Man öffnete die Tür. „Hurra! Noch einer!“ rief Lola Bissok, die ganz in einen rotseidenen Schal mit langen Fransen gewickelt war.

„Ah, Brake!“ Buschmann kam ihm herzlich entgegen.

„Sie sehen, bei mir wird wieder das Unterste nach oben gedreht. Kaum, dass ich meine Arbeitssachen in eine Ecke retten kann. Aber hinter dem Schirm dort ist zugleich Lolas Ankleideraum. Sie meint, es gehörte zur Arbeit. Sie tanzt heute.“

Lola schlug den roten Schal auseinander und stand in einem dünnen, blassblauen Chiffonkleidchen da. Ihr Haar war aufgelöst.

„Es ist fabelhaft!“ rief der junge Werther. „Sie hätten es sehen müssen. Jetzt haben wir Futterpause.“

Frau Herzberger, in mattvioletter Seide, viel zu geputzt, machte die Honneurs.

Unter der schrägen Wand stand ein langer Tisch mit allerlei Leckerbissen.

Lola zog den Schal wieder fest um sich herum. Ein junger schwarzhaariger Mensch half ihr dabei.

„Steck mir doch was in den Mund!“ rief sie Buschmann zu, „oder Sie, Frau Herzberger, Sie könnten mich füttern, bitte, bitte.“ Sie machte ein paar Knickse und stellte sich vor Rose hin.

„Ja, ma chère, sorg für das Baby“, sagte Buschmann.

Frau Herzberger wurde rot und sah Lola wütend an.

„Nein, sie spießt mich auf, Paolo, Sie vergiftet mich! Sie doch nur, sieh!“

Sie machte den rechten Arm frei und zeigte auf Rose hin.

„Sie muss wenigstens alles verkosten.“

„Da komm her!“ rief Buschmann, der sich auf eine Ottomane gesetzt hatte und klatschte sich auf seinen Schenkel. „Annemie“, rief er einem nicht mehr jung, aber charmant aussehenden Mädchen zu, „schieben Sie uns ein Tischchen heran, Jansen macht den Kellner.“

Er hatte sich schon den ganzen Abend über Rose geärgert, die, um des kalten Büfets willen, Herrinnenallüren angenommen hatte. Lolas Ungezogenheit freute ihn. „Also, es ist dir gestattet“, flüsterte er Lola zu. „Ich kann sie foppen, ja? Ich hätt's auch ohne deine Erlaubnis getan“, sagte sie und schüttete ihm den Rest ihres Sektglases in den Kragen hinein.

„O du freches Ding!“ rief er lachend und begann sich mit ihr zu raufen. Lola geriet außer Rand und Band und tobte auf dem Diwan herum. Die ganze Gesellschaft sah ihnen zu, auch Rose Herzberger, die sich in solchen Augenblicken hilflos vorkam, wie ein Stück Holz. In stierer Verliebtheit sah sie auf Paul Buschmanns kräftige, gewandte Bewegungen. Die Eifersucht stieg wie bittere Galle in ihr auf. „Er bringt mich um, er bringt mich um!“ schrie Lola. „Brake, holen Sie den Schutzmann, schnell, schnell!“

Wienand Brake hatte Freude an dem Spiel ihrer Glieder. Sie war ein Nichts, aber reizend.

Unwillkürlich sah er zu Rose hin. Da schien es ihm, als müsse er ausgleichen. „Gnädige Frau, wir müssen bei diesem Gesindel die Vernünftigen sein. Kommen Sie“, er bot ihr den Arm an.

Er führte sie zum Büfett, ließ sich von ihr beraten und sprach freundlich mit ihr.

Seine blonde Schlankheit erinnerte sie plötzlich an Charlie. „Ich hatte einmal einen jungen Freund“, sagte sie geziert, „dem gleichen Sie. Ganz auffallend. Wirklich.“

Sie konnte sich niemals zur Wahrheit aufraffen. Eigentlich hätte sie gerne von Charlie gesprochen.

Der junge Werther, der einen blaugrünen Rock mit seidenen Aufschlägen trug und ein breites, doppelt um den Kragen geschlungenes, seidenes Tuch mit wehenden Enden, klatschte in die Hände: „Unwiderruflich letzte Vorstellung unserer vergötterten Prima Ballerina Lola

Bissok. Kinder, zieht den Teppich in die Mitte. Gänzlich neuer Charaktertanz: die Huldigung!“  
Der Teppich wurde unter dem Kronleuchter ausgebreitet, und Lola tänzelte auf den Zehenspitzen heran.  
„Das Konfetti, ihr vergesst ja das Konfetti!“ rief sie.  
Der Schwarzhaarige stürzte fort und stellte rechts und links vom Teppich einen großen Korb mit Konfetti auf.  
„Bitte, richtig gruppieren!“ sagte Buschmann. „Zwei Minuten, ma petite!“ rief er Lola zu.  
Sie setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Teppich.  
Die Herren stellten die Ottomane der Tänzerin gegenüber auf und daneben einige Stühle, so dass sich ein Halbkreis bildete. „Den Damen die Loge“, sagte er und geleitete selbst Rose zur Mitte des Diwans hin. Rechts und links von ihr saßen die charmante Annemie und eine gelbe, kleine Polin, die den Rauch ihrer Zigarette immerfort in dicken Strahlen durch ihre Nüstern blies.  
„So, nun kann’s beginnen!“  
Lola flog in die Höhe und schwebte in zierlichen Figuren über den roten Teppich.  
Der Schwarzhaarige bearbeitete ein Klavier.  
Sie bewegte sich immer wieder mit grotesken Windungen und tiefen Verbeugungen auf Rose Herzberger zu, ganz Hingebung, ganz Demut.  
Dann schien irgendetwas sie zu erregen: Gesten der Verzweiflung, Verschwörung.  
„Aufstehen, Annemie, Julia, aufstehen!“ riefen Werther und Jansen.  
Nun spielte Lola mit hinreißender Komik eine Eifersuchts- und Liebesszene, Rose mit ihrem Tanz völlig umgarnend und isolierend.  
Der Busen der pompösen Frau wogte, dass die Seide krachte.  
Alle krümmten sich vor Lachen. Einzig Wienand Brake machte Lola abwehrende Zeichen.

Da schwebte sie wie in trostloser Resignation fort, brach zusammen, leuchtete auf, in unendlichem Staunen, als ob sie erhört sei und begann in seliger Ausgelassenheit herum zu wirbeln. Dabei griff sie immerfort in die Körbe hinein und verstreute Hände voll Konfetti, geschickt, graziös, doch so, dass es Rose Herzberger ins Gesicht traf.

Ein paar Mal wischte Rose über ihre Augen, Wangen und den Halsausschnitt, als Lola aber anfang, sich wie ein Gassenjunge zu gebärden, stand Frau Herzberger erregt auf und rief laut: „Ich verbitte mir das!“ In dem Augenblick bekam sie eine Handvoll Konfetti in den Mund.

Sie prustete, spuckte, Tränen quollen ihr aus den Augen. Einige lachten laut, andere waren unwillig. Aber Lola riss die Körbe an sich und schüttete sie über Frau Herzberger aus.

Wienand Brake brachte ihr ein Glas Wasser. Sie trank es, schluckte noch ein paar Mal, wurde tiefrot, ging auf Lola Bissok zu und schlug sie ins Gesicht.

Dann taumelte sie auf den Diwan zurück und schluchzte laut.

Paul Buschmann fühlte sich durch die Szene kompromittiert. In heftigem Zorn, doch äußerlich beherrscht, ging er auf Rose zu. Er fasste sie an der Schulter: „Geh, geh hinaus! Beruhige dich!“

Da brach sie in ein lautes, hysterisches Geheul aus: „Sie soll gehen, sie, das Weibsbild, die Dirne“, und alles quoll aus ihr heraus, wahllos, hässlich, was sie monatelang heruntergewürgt hatte.

Buschmann wandte sich an seine Gäste. „Es tut mir leid“, sagte er laut, „die beiden Damen sind heute temperamentvoll. Ich denke, wir schließen das Fest.“

Ein jeder holte seine Sachen, froh, allem Weiteren zu entrinnen.

Als er mit Rose allein war, sagte er: „Pack dich fort! Auf der Stelle!“

Sofort erhob sie sich, setzte ihren Hut auf, hängte den Mantel um und ging schluchzend hinter Lola und deren Begleiter fort.

„Margarete, sehen Sie nur“, sagte Wienand Brake, „da geht sie, Frau Herzberger. Die Frau sieht übel aus.“

Sie saßen dicht an der großen Glasscheibe einer Konditorei, an der die letzten Regentropfen wie Perlen herunterliefen.

Margarete Michael beugte sich vor und sah ihr nach. „Sehr übel. Wie lange ist es her seit der hässlichen Szene mit Lola? Ich denke, ein Jahr.“

„Ja, das wird ungefähr stimmen.“

„Hat sie noch irgendwas mit Buschmann zu schaffen?“

„Ich hab’ mich gar nicht mehr darum bekümmert. Ich kann den Kerl nicht leiden. Hin und wieder treffe ich ihn im Café. Am liebsten gehe ich ihm aus dem Wege. Er wird sie in Grund und Boden ruiniert haben, moralisch, meine ich, so als Experiment. Jetzt läuft sie bald mit diesem, bald mit jenem, ganz wahllos. Ich glaube sie trinkt.“

„Da müsste man doch vielleicht einmal etwas für sie tun. Sie hat doch Angehörige. Ich werde sehen.“

Rose Herzberger bog in eine Seitenstraße ein und ging in eine Bodega. Hier fühlte sie sich wohl, ohne jemals fröhlich zu werden.

Das alte Münster  
Aus dem Roman *Familie Brake* (1919)

„Sättken, wat is denn los? Nu man sachte, sachte.“ Der Metzgergeselle Willem Heese hielt mit dem einen Arme seine Mulde geschultert, den andern breitete er vor einem fixen, drallen Mädchen aus, das spornstreichs die Wankelgasse heruntergelaufen kam.

„Hachott, Willern, lat doch den Snak, ik mot to de Bahne, ik mot rennen!“ Sie versuchte, in der engen Gasse neben ihm herzuschlüpfen, aber er vertrat ihr den Weg.

„Rennen musste, du lecker Wichtken? Nu kik äs an.“ Er fasste ihr Kinn.

„Nee, nee, Willem. Wat biste forn unwiesen Kerl. Morgen is doch de graute Dag. De ganzen Brakes kommen, un alle, die Familie an uns sind. Ik mot to de Bahne.“ Sie bekam einen roten Kopf vor Ärger und Aufregung.

Drei Tage lang hatte ihr jeder im Hause Aufträge gegeben: die Frau Kreisrichter, Truta, die Köchin, der alte Öing – das konnte einem wirklich einmal durcheinander laufen.

Es gab niemand im Hause des Kreisrichters Brake, der mehr Gewalt hatte als Truta.

Sie war das Kindermädchen der jungen Frau Brake gewesen und war mit ihr in die Ehe hineingegangen. Sie hatte Brakes vier Kinder betreut und das Letzte voriges Jahr zur Schule gebracht. Und dann kam noch der kleine Dietz, der nun, die Fäustchen über dem Kopf, draußen auf dem Rasen in seinem Himmelbett lag und schlief.

Seine Schwestern Monika und Ella saßen in der Laube und machten hastig ihre Schularbeiten; die Älteste, die vierzehnjährige Hedwig, war zum Bäcker gelaufen, und Gerhard stand mit seinen Eltern auf dem Bahnsteig und erwartete die Heldener.

Er war ein stiller, starrköpfiger Junge, der froh war, wenn man ihn in Ruhe lies.

Ganz anders seine Schwestern. Sie hatten etwas Spielendes, Blühendes. Ihre blonden Haare, ihre helle Haut, ihr Gelächter, ihr ewiges Auf und Ab auf Stiegen, Gartenwegen, Terrassen, war wie das Kommen und Gehen der Sonne.

Das war ihrer Mutter Erbteil.

Adeline Brake war vielleicht die schönste, sicherlich die lebenslustigste und verwöhnteste Frau in ihrem ganzen großen Kreise.

Sie hatte mit achtzehn Jahren den etwas steifen, sehr ansehnlichen Gerwin Brake geheiratet.

„Sie hat ein goldenes Stühlchen mitgebracht, – aber sie setzt sich auch drauf“, hieß es.

Und das tat Adeline. –

Bewundert, verzogen, gutherzig, kam sie in die Hände eines streng-gearteten Mannes, den ihre leichte Lustigkeit immer wieder anzog oder irritierte, je nach den Wegen, die gerade seine eigenen Gedanken gingen.

Was ihn zumeist bedrückte und zurückhielt, war der Gedanke, dass er sich vom Gelde seiner Frau sehr wohl sein ließ, und dass er dieses Geldes oft gedacht hatte, als er sich um Adeline bewarb.

Diesen Gedanken wurde er nie los. Er zwang ihn zu tausend Rücksichten, die mit der Zeit zur Gewohnheit wurden.

Adeline Brake wählte eine sandfarbene Prinzessrobe mit einer farbig-gestreiften Schaltunika und eine dazu passende, halbweite, ärmellose Jacke.

Auf ihr schön frisiertes Haar setzte sie einen kleinen, graziösen Hut, gegen dessen seitlich aufgeschlagene Krempe ein Strauß roter Rosen gesteckt war.

Sie nahm einen zierlichen, roten Sonnenschirm mit Elfenbeingriff und wanderte auf die Straße hinaus, in die Richtung zur Promenade hin, die auf den abgeflachten

Wällen angelegt ist und die bunte alte Stadt, wie mit einem dichten, grünen Kranz, umschließt.

Draußen pochte das Neue, Starke: ein jung geeintes Reich.

Man sah ohne Neugier, fast ablehnend, zu. Das waren die Preußen, straff und hastig. In dieser Stadt alter Traditionen lebte eine ruhige, selbstverständliche Wohlhabenheit und Sicherheit, und nur hier und da brach die prickelnd-freie Unterströmung hervor, die flammend geherrscht hatte, als Jan van Leyden der König von Münster war. –

„Ich stamme von einer seiner Frauen ab“, sagte Adeline Brake wohl. „Nicht von der Elisabeth Wandscher, die ihre Kleider und Schmucksachen fortgab und arm und tugendhaft aus der Stadt gehen wollte. Ach, die Arme, es kostete sie den Kopf! Das Leben – denkt nur, das Leben!“ –

Damals gab es in der Altstadt noch tiefgründige Gärten mit Wällen von Grün und dicht-umbuschten Wandelhallen, mit einer Last von Blumen und Obst und Veilchen auf breiten, halb überwucherten Mauerresten. Nachtigallen schlugen in diesen Gärten.

Links fiel das uralte, massive Mauerwerk, das mit mächtigen Strebepfeilern gestützt war, zu einem breiten Wiesengrund hinab, durch den die Aa floss.

Dieses war nun das Paradies aller Brakeschen Kinder, der aus der Hollenbeckerstraße und der Overbergs und auch der Heldener, wenn sie einmal zu Besuch kamen. –

Nein, Maria Overberg hatte recht, ihre Kinder hatten keine rechte Jugend gehabt, solange die alten Brakes noch nicht am Hause an der Stadtmauer wohnten. Und wie sollte der Übermut von Adelines Kindern sich austoben, wenn er in einen so kleinen Ziergarten gesperrt war, wie der am Schlaunschen Hause. Es war gut, dass die alten Brakes dieses große Anwesen gemietet hatten, das

zum dritten Teil Arnold Overberg gehörte, denn es war sein Elternhaus. Ein Bruder von ihm war Pfarrer auf Sankt Mauritz, und seine Schwester war auswärts mit einem Apotheker verheiratet.

Maria Overberg ging träumerisch durch die Georgskommende und weiter zum Krumpfen Timpen. Ihr blaues Foulardkleid mit den Volants schwang um ihre feinen Glieder.

Sie schien nichts zu sehen.

So wanderte sie durch die gewundene Gasse der Althändler, neben obskuren, kleinen Kneipen vorüber, an übelriechenden Höfen vorbei – und sie hob nicht einmal ihr Kleid.

Aus der Kürassierkaserne kamen zwei Offiziere. Der Eine, Große, verabschiedete sich schnell von seinem Kameraden. Er ging zu Maria Overberg hinüber, grüßte, klappte die Hacken zusammen und sagte knarrend: „Gnädigste im Krumpfen Timpen?“

Maria sah auf und Freude überflog ihr Gesicht. „Ja, es ist eine Abkürzung. Ich komme von meinen Eltern.“

„Gnädigste gestatten?“ Er ging mit ihr weiter.

„Denken Sie nur, Volkmar“, ihr Lächeln wurde warm und berückend, sie sah ganz jung aus, „gerade war ich in Bilstein und sah uns über die Schlossmauer laufen, Sie, Arnulf und mich.“

„Lieb von Ihnen, Ria, sehr lieb.“

Sie nannte ihn bisweilen beim Vornamen. Das gab ihm ein Gefühl von Wehmut und Begehren.

In der Gesellschaft trafen sie sich nie.

Er hatte Maria vor zwei Jahren wiedergesehen. Kurz nachdem ihr jüngstes Kind zur Welt gekommen war. Sie saß im Schlossgarten auf einer Bank, und in dem goldgrünen Licht, das durch das spielende Blattwerk rann, sah sie außerordentlich fein und empfindsam aus. Sie winkte ihm freudig zu, er trat vor sie hin, und so hatten sie mit einem Mal die Grenze überschritten, die der

Kastengeist dieser Stadt ihnen zog. Sie saßen nebeneinander und unterhielten sich.

Nach einer Weile kam die Magd mit fünf kleinen Kindern, und nun schien ihm diese Frau, die nichts von der Kraft und selbstsicheren Heiterkeit einer richtigen Kindermutter hatte, doppelt rührend. Sie erlitt ihr Leben, das fühlte er, trotz der Innigkeit, mit der sie das Jüngste liebte und an ihrer Seite behielt, während sie die Magd mit den andern Kindern fortschickte.

Es fiel ihm ein Lied ein, das seine Mutter gesungen hatte, und er sagte es ihr. Diese Freude und Dankbarkeit in ihren hellen Augen, die, wie er später wahrnahm, so matt, angestrengt und abwesend sein konnten!

Sie hatte ein Buch aus dem Kinderwagen hervorgeholt, einen alten Gedichtband, und mit seinem Bleistift hatte sie den Rand einer Seite mit seinem Liede beschrieben.

„Dort hoch auf dem Berge,  
Da wehet der Wind,  
Da sitzt Maria und wieget ihr Kind. –  
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand  
Und braucht dazu kein Wiegenband.  
Schlaf ein, schlaf ein,  
Lieb Kindelein.“

Seit dieser Zeit war er niemals ganz von ihr frei geworden. Er vergaß sie. Aber wenn er sie sah, fühlte er eine tiefe Zärtlichkeit, die aus seiner Kraft geboren wurde und aus der Erinnerung an das kindliche, in seiner Lauterkeit und seelischen Leidenschaft hinreißende Mädchen, mit dem er jahrelang, alle Ferienwochen hindurch, gespielt hatte.

Begriff denn niemand unter all den Menschen, mit denen Maria lebte, was ihr Not tat? Bei irgendeinem Menschen ausruhen können, ganz sie selbst sein, und das

strahlende, hochstrebende Mädchen wäre wieder zum Vorschein gekommen.

Es klopfte hart an der Tür. „Hajasses!“ rief Hedwig. Ella und Monika kreischten und flogen unter ihre Decken. „Was ’s denn los?“ Ein großer Junge mit wuscheligem, rotem Haar kam herein.

„Hä, Jänsken, du met dinen olle Vosskopp!“ sagte Hedwig empört. Wenn sie im Affekt war, fiel sie gern in die plattdeutsche Sprache, die sie von der Straße her und durch das Gesinde kannte. Sie liebte die derben drastischen Ausdrucksformen, und sie war gerader und freier als ihre Geschwister. Der Vater duldete es nicht, dass die Kinder plattdeutsche Ausdrücke gebrauchten. Aber Adeline machte sich nichts daraus. Das würde sich schon verlieren. –

Gerwin Brake saß über seinen Akten, aber er schob sie sofort zur Seite, als Adeline hereinkam. „Nun?“ fragte er freundlich.

„Ich war oben bei den Kindern.“

„Und wer kam mit dir herunter?“

„Hetti und Jan Temming.“

„Temming?“ Das gefiel Brake nicht. „Was ist immer mit diesem Temming?“

„Gott! Gerwin! Er ist doch der beste Freund von Adolf und auch mit Claus befreundet. Weshalb denn nicht?“

Adolf Wiedenhagen war der Sohn ihrer verstorbenen Kusine. „Nun, sein Vater ist Lohgerber.“

„Wiedenhagen geniert das nicht.“

„Ja, i h r habt diese demokratischen Neigungen. Und was sagtest du neulich, was der Junge werden will? So ’n besserer Maurermeister, Bauunternehmer, was?“

Adeline lachte. „Dazu braucht er aber nicht das Abiturium und die Hochschule.“

„Na ja. Es ist doch immerhin ein merkwürdiger Beruf. Irgendein Examen will er sicher nicht machen. Der junge

Temming hat sich so an uns attachiert und auch an Wiedenhagens, und schließlich kann man doch nicht mit den Leuten verkehren, die uns ein Haus bauen, denen man einen Auftrag gibt und so. Das ist doch peinlich. Von dem alten Lohgerber ganz zu schweigen.“

Adeline hörte nicht genau hin. Sie wusste, dass für alle Brakes der Mensch mit dem Juristen anfing – es sei denn, man hatte ein Rittergut –, und das langweilte sie. „Hör’ mal, Gerwin“, sagte sie, „das ist doch komisch von dir. Jänksen Temming wird, so wie ich das verstehe, eine Art Künstler. Ich glaube, er will gar nicht ein Haus für uns Bürgerleute bauen. (Das Wort hörte Brake nicht gern.) Er will große, künstlerische Bauten machen. Ich denke, so wie unser Rathaus oder wie die adeligen Höfe und das Schloss. Schlaun, in dessen Hause wir hier wohnen, war ein ganz berühmter Mann.“

„Da haben wir’s ja, Adeline! Schlaun war General der Infanterie. Dass er nebenbei das Schloss baute und die adeligen Höfe, das war ja sehr schön. So was wird Temming aber nie machen. Heutzutage! Ich bitte dich! Baumeister – bloß so Baumeister! Nein, ich weiß nicht, es gefällt mir nicht!“

Gegen das feine, goldige Grün stand Hedwig Brakes Kopf und ihr schlanker, blühender Oberkörper, um den sich ein zu eng gewordenes, helles Frühjahrskleid spannte.

Sie saß auf dem Teil der alten Stadtmauer, der schroff zu dem flachen, im Sonnenschein liegenden, Gemüsegarten an der Aa abfiel. Es kam ihr seltsam vor, und fast ärgerte es sie, dass sie keine Lust verspürte, mit den Kindern in der langen Kette durch die abgetretenen Wege zu laufen. Ihre Hand, die schon alles Täppische abgestreift hatte und charaktervolle, feste Formen bekam, strich langsam über blühende Veilchen dahin.

Veilchen gab’s hier auf der ganzen Mauer! Hedwig atmete tief und wohligh, legte den Kopf auf die Seite und sah

über den duftenden, violetten Hauch hin und es war ihr doch recht sonderbar ums Herz, eigentlich wehmütig – aber sie dachte dieses Wort nicht einmal – nun sie mit Ursula fort sollte, in die Pension, aus der sie sich beide gar nichts machten.

„Französisch sprechen lernen und sowas daher!“ Sie lächelte ironisch und pflückte gemächlich einige Veilchen.

„Eigentlich schade“, dachte sie und steckte die Blumen in das Knopfloch, an ihre junge, nur in zarten Linien angedeutete Brust.

Sie baumelte mit ihren Beinen. Das Kleid war recht kurz. Sie trug alle alten Sachen auf, weil die Neuen für die Pension geschont werden sollten.

„Krup, Vössken, dör den Tun,  
Ick sin swatt und du bis bruhn –“

sang sie leise mit. –

Jan Temming hatte sich das schon eine ganze Weile angesehen. Er war so unsinnig in das große, etwas burchikose Mädchen, das gar nichts davon bemerken wollte, verliebt, dass er es nur noch verbergen konnte, wenn er sich noch viel unbekümmerter und forscher benahm, als es ohnehin seine Art war.

Er fasste sich, strich sein rotes Haar zur Seite, das nun ins Braune spielte und längst nicht mehr so struppig war, pfiß laut und falsch und ging mit nachlässigen Bewegungen auf Hedwig zu.

Er hatte ein frisches, keineswegs hübsches Gesicht, mit einer kurzen, festen Nase, einem kräftigen Munde und klugen, hellen Augen. Sein Körper war sehnig, hochaufgeschossen, noch ein wenig eckig.

„Sieh, die Hede, da sitzt sie und träumt. Du wirst nu auch so 'n recht dusseliger Backfisch“, sagte er und schwang sich neben sie auf die Mauer.

„Wirst ist gut! Ich wachse ja schon raus.“ Sie stemmte die Ellenbogen zur Seite, machte einen runden Rücken und

das enge Kleid krachte. „Der rechte Ärmel in der Naht geplatzt“, sagte sie gelassen.

Jan nahm Hedwigs langen Zopf, der ihr über die Schulter hing, und drehte das letzte, lockige Ende um seine Finger, und Hedwig ließ ihn ruhig gewähren, denn sie war der Meinung, dass es sich immerhin lohnte, ihren Zopf zu besehen.

„Ich reise Montag ab, etwas eher noch als du“, sagte sie, „nach Brüssel.“ Sie hob das immer hervor, weil sie damit die Vorstellung von etwas Großartigem, Schnellem, Goldenem verband. Sie liebte das Aufwärtssteigende und alles, was man noch nicht übersehen kann und deshalb mit etwas Buntem, Glänzendem füllt.

„Du, Brüssel ist fein“, sagte Jan versonnen. „Ich kenne es nur von Bildern – alle die belgischen Städte – aber ich werde sie mal sehen, das ist sicher. Ich brauche das für meinen Beruf.“ In seine Augen kam Wärme und Weite.

„Wir werden ja nur so rumgeführt von den Lehrerinnen“, sagte Hedwig. „Dass du das sehn musst, verstehe ich wohl. Es ist überhaupt was Schönes – Bauen!“ Sie blickte in die Zweige der Obstbäume hinein, um die es flimmerte, wie von Silberstaub. Ihr Gesicht war durchleuchtet von vielen schwellenden Ahnungen.

Jan wusste nicht, was sie so schön machte, aber als er sie ansah, drängte es ihn, ihr mit dem Besten, was in ihm war, ganz nah zu kommen.

„Hede, wenn wir es so recht bedenken, wir wohnen hier auch in einer wundervollen, alten Stadt. Ich kann es dir nicht so sagen, aber was hier um die Häuser hängt, um ihre Giebel und in den krummen Gassen, zumal an den Abenden – und wenn die Türme dann in das Blau hineinwachsen, und man spürt gerade noch ihre herrlichen Formen, ja, das ist – es ist herrlich!“ sagte Jan und warf seinen Kopf zurück. „Und du könntest mir einen großen Gefallen tun, liebe Hede“ – das hatte er nie gesagt – „heute Abend wird's schön, und wir reisen ja nun beide

fort, da könntest du mal mit mir durch die Straßen gehen, und ich zeige dir das, was ich meine, nur – nur damit du es mal so siehst, wie ich.“

„Du bleibst ja zum Abendbrot hier, weil die Ursula aus Helden bei den Großeltern ist – dann könnte ich dich doch abholen. Ich stelle mich auf die Aabrücke, hier auf der Georgskommende und warte.“

„Ja, gut“, sagte sie knapp, „aber dann gehst du wohl eben vorher bei uns hinein und sagst Settchen, sie brauchte nicht zu kommen, du holtest mich ab.“ Sie lächelte und wippte mit dem Oberkörper hin und her: „Öing hat nämlich beschlossen, dass ich abends nicht mehr allein über die Straße gehen kann, und nun muss sich das arme Settchen immer auf den Patt machen. Und mein Vater hat auch so 'ne Idee bekommen. Na, pass mal auf, wenn ich erst erwachsen bin, was das für'n Rummel wird. Sogar Truta, so'n gut Dier, hat schon Raupen im Koppe“ – Hedwig war die einzige im Hause Brake, die, wenn sie sich recht wohl fühlte, in die plattdeutsche Mundart verfiel – „sie kürt schon von Verehrers un Hochtied un so 'nen Kram. Na, da is se ja nun auf de Biesterbahn. Das wird sie schon sehen, wenn ich nach 'm Jahr zurückkomme.“ Hedwig reckte sich und bog ihren Arm in einer strengen Linie über den Kopf.

Jan war es ganz eng geworden. Was, bei Brakes machte man schon Pläne für seine Hede? Das war zuviel. Er hatte nie recht an die Zukunft gedacht, er wusste nur, dass alles in ihm außer Rand und Band geriet, wenn er Hedwig sah. Ach Gott, er brauchte ja nur an sie zu denken! Jetzt musste er irgendetwas sagen, irgend etwas, woran sie merkte, dass er doch auch noch da sei. Immer. „Mariokopp, wat für 'n Unsinn,“ sagte er. „So 'ne olle Kürdose! Das glaubst du doch nicht, Hede, dass irgend so 'n fremder hergelaufener Labbeck was für dich wäre, jetzt nich und später nich. Du bist doch 'n ordentlich münstersch Kind und hast keine Fladusen im Kopf. Du

wirst dich doch mal an unsereins halten, ich meine so an Adolf Wiedenhagen oder mich – ja, an mich.“ Er hatte einen roten Kopf bekommen und quetschte seine Hände fest zwischen seine Kniee.

Hedwig saß ganz steif. Was war das nur? Es war doch zum Lachen. Und fast zum Weinen.

Jan war aber nun mal im Zug. „Es dauert ja gar nicht so lange, Hede, dann hab’ ich’s gepackt, die Examen, und das andre Zeug, und dann bin ich so gut wie irgendein anderer – nein, viel besser als irgend ein anderer,“ und nun verwirrte er sich und stotterte, er konnte doch unmöglich sagen, dass er sie dann heiraten würde. Daran hatte er ja selbst bis zu dieser Stunde noch gar nicht gedacht, und sie – sie würde ihn hell auslachen. „Treu kann ich dir sein, sehr treu“, sagte er nachdrücklich.

Von Hede aber war das Erstaunen und die Stille gewichen. Irgendetwas tief Verborgenes hatte sich geregt, der Schauer einer ersten Liebkosung, und wenn sie auch nur in den ungeschickten Worten eines großen Jungen lag, hatte sie das Allerzarteste in ihr gestreift, und dagegen lehnte sich ihre herbe Jugend auf. Nein, sie gehörte nicht zu den dummen Dingen, die schon die Augen verdrehen, wenn ein Bengel ihnen nur was vorschnackte.

Und als ob es noch nicht genug gewesen wäre, erhob sich im untern Weg ein Singsang. Monika und Ella Brake hatten sich umgefasst, hoben ihre Gesichter empor, schwenkten sich von einer Seite zur andern und plärrten ganz laut:

„Jänsken, satt in ’nen Schornsteen  
un flickte sinen Schoh,  
Dao quam so ’n wacker Mädken  
un kek so niepen to.  
Mäken, wenn du freien wust,  
dann frie du nao mi,  
Ick hew so ’nen blanken Dahler,  
de is dann för di!“

Jan und Hedwig sahen hinunter und lachten. Es war doch wohl noch zu früh zum Freien. Sie sprangen von der Mauer und gingen über den Rasen, der voll warmer, violetter Schatten lag.

Sie gingen schnell die Mühlenstraße hinauf und bogen dann in die Ägidiistraße ein.

Da nahm Jan flüchtig Hedwigs Hand. „Nu man sachte, nich so hennig“, sagte er, „diese hier, die Ägidiistraße, hat so einen feinen Schwung. Das musst du dir mal ansehen. Und dann die alten, flachen Backsteinbauten mit den Fensterumrahmungen aus Sandstein, und die Türen – sieh nur, wie kunstvoll die Füllungen ineinander geschoben sind. Dann die Messingverzierungen, die sind leichter gearbeitet. Und alles das breit ausladend, gar nicht eng, gar nicht sparsam, und doch so ganz ohne Prunk: das ist echt westfälisch, vor allem münsterisch. Hier war der Bürger noch jemand! Geh mal ins Krameramtshaus am Alten Steinweg. Was für ein prächtiger Bau! Massiv, sage ich dir, mit einem herrlichen strengen Renaissancegiebel. Da steht über dem Kamine: ‚Ehr is twang gnog.‘ Es war das Zunftthaus der Kaufherren. Stell dir die Geste vor, mit der diese ruhigen, selbstbewussten Leute sagten und als Inschrift in ihr Zunftthaus setzten: ‚Ehre ist Zwang genug!‘ Das hat doch noch was! Das muss man fühlen!“

Das lebhaftes Mädchen ging begeistert neben Jan Temming her, der ganz und gar aus dem großen Jungen herauswuchs und ihr etwas von dem Besonderen gab, wonach sie immer verlangte.

„Sieh, und zwischen den deftigen Bürgerhäusern die adeligen Höfe. Das sind ja zwar nicht die Großen, Prunkvollen, aber wie fein sind sie doch durchdacht. Einer ist übrigens von Schlaun, in dessen Haus ihr wohnt.“ Er blieb stehen und sah Hedwig mit einem beinahe kindlichen, erstaunten Stolz an. „Das hat deine Mutter gekonnt! Darauf dürft ihr euch was einbilden. Überhaupt deine Mut-

ter. Da steckt so was drin – ich denke immer: abgeschlossene münsterische Art, aber aus der fröhlichen Zeit. Die beirrt nichts, die ehrt nichts, der kann niemand groß was geben – da steht sie.“

„Und in so einem Hof, wie in dem da, des Grafen Landsberg-Velen oder des Dalwigk, da könnte dein Vater aus- und eingehen. Der Ascheberger Hof“, fuhr er fort, „und rechts ab die ‚Grüne Stiege‘“; wieder blieb er stehen, „Dunnerkiel! Was könnte ich dir nicht alles erzählen!“ Er hatte den Hut vom Kopfe gerissen und fuhr begeistert durch sein rotes Haar.

„Im Ascheberger Hof war Goethe! Goethe!“ Er nahm beide Hände des Mädchens und presste sie zwischen die Seinen. „Da saß er, im Kreise der Fürstin von Gallitzin. Hamann war da, der erst im Garten der Fürstin beerdigt wurde und jetzt auf dem Überwasserfriedhof liegt, und dann der Minister Freiherr von Fürstenberg, der holländische Philosoph Hemsterhuis, Overberg, die Grafen Leopold zu Stolberg und die Droste Vischerings. Aber was will das alles sagen. Goethe! Denk’ nur, Goethe ging hier über dieses Pflaster. Das hier, das alles hat er gesehen. Hörst du, Goethes Augen haben das gesehen! Und nun, sieh doch, sieh –“ er warf mit einer ungebärdigen Bewegung seine Hand in die Luft, „diese Giebel, jetzt in der Dämmerung, diese Linien – Aber wir müssen ja weiter! Komm, Hede, wir setzen uns etwas in Trab, sonst bekommst du nachher einen abgerissen. Meine Alten wissen schon, dass ich mich abends in den Straßen und Gassen herumtreibe.“

Sie gingen schnell weiter.

„Mein Alter ist ein Hauptkerl. Jetzt, wo er doch ‚rentnieren‘ will“, Jan Temming lachte – „er will sich da im Verspoel ein kleines, weißes Häuschen kaufen – da kann meine Mutter auch so ’n bisschen im Garten herumknüsseln – nun fängt er auch schon an und liegt über den alten Schmökern. Gegen ’s Moderne war er ja

immer. Aber das glaubst du gar nicht, was der sich so ausklamüsert. Oft kommt er ganz sachte angeschlört, wenn ich in meiner Bude sitze, und dann zeigt er mir irgendeine Abbildung, ohne ein Wort zu sagen. Er tippt bloß mit dem Pfeifenende drauf und blinzelt mich an, tippt auf meinen Kopf, lacht und schlufft wieder raus. An der Tür dreht er sich dann wohl um und sagt: ‚Das versuch dich mal, Jänsken‘, oder: ‚Mutter und ich haben uns schon tüchtig aus die Bücher belernt‘, und dann weiß ich ja ganz genau, was er mir sagen will. Er erwartet etwas von mir, Hede! Und das soll er auch. Das wäre ja noch schöner – !“

„Na ja, natürlich“, sagte Hedwig bekräftigend. Sie hielt mit ihrem stürmischen Begleiter gleichen Schritt.

„Da sind wir nun auf der Rotenburg“, sagte sie, „und jetzt erzähle ich was, ich hab’s von Truta: Hier floss all das rote Blut herunter, wenn die Wiedertäufer auf dem Prinzipalmarkt – was haste, was kannste – köpften.“ Sie beugte sich förmlich zum Pflaster hin, „und dann kommen die ersten paar Bogenhäuser, ‚Hellwegs Bögesken‘, bei dem der ‚Kavaleer Timphot‘, der hier herumspöket, wie Truta erzählt, immer kehrt machen muss.“

Jan lachte. „Das soll wohl so sein“, sagte er, „aber hier stehen richtige, feste Kaufherrnhäuser, viel geschlossener und sicherer noch, als an der Ägidiistraße. Steh mal nach oben hin: an jedem Giebel ein Arm mit einem Seilende und einem Eisenhaken dran. Damit zogen sie die Warenballen hinauf. Aber nun kommt der Prinzipalmarkt. Da darf man eigentlich gar nicht sprechen. So am Abend –“

Breit und feierlich tat er sich auf. Stolz Mittelalter. Haus an Haus, zu beiden Seiten die tiefdunklen Bogengänge, von Säulen getragen, die das Alter poliert hatte, und darüber in kraftvollem, selbstbewusstem Aufbau, die reichen Fassaden der Patrizierhäuser mit ihren spitz-

zulaufenden, herrlichen Giebeln, die sich im samtene Dunkel der Nacht verloren.

Rechts das Rathaus mit seinen kühn in die Höhe getriebenen, fein-durchbrochenen Spitzen und über den wuchtigen Bogen, wie Schwerträger, eine Reihe strenger, gotischer Figuren.

Und neben diesem hochstrebenden, schlanken Bau, diesem Ausdruck verfeinerten, herben Stolzes, breit und urwüchsig, durch einen Schwibbogen mit diesem wahren Herrenhause verbunden, das urwüchsige, breiter ausladende Stadtweinhaus mit horizontalen Gliederungen und einem kräftigen, auf Säulen ruhenden, Balkon. Alles so sinnlich schön, wie die ganze niederländische Renaissance, aus der es hervorging.

„Später als das Rathaus“, sagte Jan, leise erklärend, mit seiner langen, etwas mageren Hand liebevoll Figuren ins Dunkle malend, „du siehst das selbst, an den Formen – Wenn du nur ein wenig in meinen Büchern lesen wolltest. Und der hintere Teil des Rathauses mit dem Friedenssaal, daran bauten sie schon im dreizehnten Jahrhundert. Was denkst du?“ mit erhobener Stimme: „Im elften Jahrhundert haben sie hier schon tüchtig Handel getrieben. Das will was heißen! Diese Reihe Bogenhäuser stand im Jahre zwölfhundertfünfundsechzig so da, wie du sie jetzt siehst! Und das, das allein wäre ja nichts, wenn sie nicht so wunder-, wunderschön wären.“

Er drückte Hedwigs Hand ganz stark, ganz warm. Niemals hatte er so ernst, so aus dem Innern heraus mit ihr gesprochen, denn alles das war ihm heilig, wie eine erste Liebe.

Die erleuchteten Fenster, ungleich, in Dunkel eingebettet, die wenigen Laternen, sie warfen warme Reflexe auf die ehrwürdigen und zugleich mit einer leichten Hand gezierten Häuser, und all das war doch nur der Vorhof zu dem einen Mächtigen, hoch hinauf Ragenden, zu diesem Triumph der Gotik, das den Markt abschloss: der

Lambertikirche. Dieser unaufhaltsame Drang nach aufwärts, von Zartestem umschwebt, war wie göttliche Majestät durch Engelstimmen gesänftigt.

Die beiden jungen Menschen sprachen nicht. Sie sahen die zurückweichenden Eingänge, die schlank sprießenden Portalbögen, in den schmalen, hohen Fenstern das farbige Blinken, wie ein stilles Aufglühen unwandelbarer Schönheit und hoch in verhüllenden Schleiern den alten Turm, an dem die eisernen Käfige der Wiedertäufer hingen, und unwillkürlich sagte Hedwig, deren Herz zum erstenmal bewusst der Schönheit ergeben war: „Und er war schön, der Jan van Leyden, und jung. Er hat sich nicht gerührt, als sie ihn zu Tode folterten.“ Das war für sie das Stärkste. Sie wusste nichts von Abstraktionen und treibenden Ideen: Bei all dem fiel ihr ein schöner junger Mann ein, der toll und phantastisch gelebt hatte und, wie am Marterpfahl ein Held ihrer Kinderbücher, heldenhaft gestorben war.

Der Wächter blies vom Turm die elfte Stunde; von allen Enden der kirchenreichen Stadt kamen Glockenschläge.

„Mein Gott, Hede!“ sagte Jan, der sich aus allertiefsten Jugendträumen wachrüttelte, „du fällst nett herein. Nun aber los!“ Und sie gingen schnell am „Drübbelken“ vorbei, den zehn hohen, engbrüstigen Häusern, die sich willkürlich in die Straße gesetzt, fest aneinander lehnten und nach allen Seiten hin behaupteten, den Roggenmarkt, den Alten Fischmarkt entlang mit seinen drei ganz gleichen, naiven Bürgerhäusern. Sie standen an dem quadratischen, grünlichen Platz und bohrten ihre weißen, spitz-zulaufenden Fassaden keck in den tiefhängenden, bedeckten Himmel.

Als sie im Katthagen angelangt waren, blieb Hedwig stehen. Sie zeigte auf das Zwölfmännerhaus. „Dies ist nun die Domäne meines Erziehers Öing. Und jetzt sollst du sehen, was ich gelernt hab. Ich muss noch einmal, ‚blinde Mäuse jagen‘, es geht nicht anders!“ Sie warf den

Zopf auf den Rücken, reichte Jan ihre Hand hin: „Gute Nacht, Jänsken“, und dann rannte sie davon, in der ganzen Wankelgasse Tür für Tür an den alten, soliden Klingeln reißend. –

Atemlos stürzte sie die Steintreppe hinauf, in die Nische des Schlaunschen Hauses. Truta, die sie längst erwartet hatte, öffnete die Tür. „Um Uhre elf – un später! Und mit Jänsken Temming durch die Straßen dengeln? Nee, Hetti, lass das deine Eltern man nich hören. Sie sitzen ins Wohnzimmer un warten all lange auf dir.“

Und als Hedwig gleich weitergehen wollte, hielt Truta sie fest, zog sie ins Kinderzimmer, drückte ihr ein Poesiealbum in die Hand und sagte: „Schreib man fix was. Mariechen Stöwesand hat wohl 'ne Stunde auf dir gewartet. Zum Abschied, du weißt ja.“ Sie hielt ihr die eingetauchte Feder hin.

Hedwig blätterte nachlässig im Album herum, sah auf dieses und jenes eingeklebte Bild – schnäbelnde Tauben, Vergissmeinnichtsträuße, Herzen mit Spruchbändern – und dann schrieb sie, ohne langes Besinnen, flott und klar:

„Wandle stets auf Rosen,  
auf immergrüner Au;  
bis einer kommt in Hosen  
und nimmt dich dann zur Frau.“

Sie wedelte mit dem Album ein paar Mal durch die Luft und klappte es zu.

Dann ging sie zu den Eltern hinüber, die nebeneinander im Sofa saßen, einen dampfenden Teekessel vor sich und einen Teller mit Mürbekuchen. –

Truta öffnete das Album.

Sie las den Vers, ganz langsam, recht verdutzt, und dann lachte sie.

„Das is wieder so echt unse Hetti“, sagte sie, „de Därne is so Wild äs Water! Na, ich seh ihr schon mit den in Hosen. 'n Jahr oder so, un di sind wir quitt.“

Die Wagen standen in diesem Sommer so oft vor dem Schlaunschen Hause, dass die Anteilnahme der Nachbarschaft schon abgeschwächt war. Nur die vielen Kinder der Hollenbecker Straße drückten sich, wie immer, um die blanken, großen Landauer herum, und jeder Junge war stolz, wenn Hülskötters Anton ihm auf eine Weile den Wedel überließ, um die Fliegen von den stampfenden Pferden zu vertreiben. –

Adeline kam die Treppe herunter, glänzend, mit lebenswürdigster Huld. Ihre und Overbergs Kinder drängten sich dicht an sie und Truta heran, denn in Adelinens Wagen gab es immer irgendeine Überraschung.

Maria Overberg sah mit einem träumerischen Lächeln zu, ihren kleinen Lutz am Arme führend. Er sollte ja wohl Gymnasiast sein, aber, mein Gott, so ein zartes Kind! Sie sah auf seine geschienten Beinchen.

Lutz legte den Kopf an ihren Arm. Er war sehr glücklich, wenn er die Mutter für sich allein hatte. Beate und Mimi störten nicht. Sie hatten ihre Puppen.

Wie waren diese Sommertage so schön!

Man fuhr wieder zur Wienburg hinaus, am Clemens-August-Kanal entlang, von dem niemand wusste, weshalb ihn der großmächtige Bischof eigentlich angelegt hatte.

Ein Schiff hatte kein Mensch je auf diesem Kanal gesehen. –

Er war offenbar wegen der schönen Ulmenallee da, durch deren blaue Schatten man fuhr, während die hellen Himmelswolken im Wasser ruhten und die kleinen Kötterhäuser mit den roten Dächern rings von blühenden Büschen zugedeckt, freundlich zu dem goldbraunen Kanal hinsahen. Ja, was brauchte man denn Schiffe!

Brachte die Bahn nicht schon Leben genug? Mehr als genug!

Die Wagen hielten, man sprang heraus, Adeline stützte sich auf Trutas Schulter, eine rechte, liebevolle Herrin, und da lag die Wienburg wie unter einer spiegelnden Glaskuppel, denn der Himmel war hell und hoch und wie aus geschliffenem Silber.

Man hatte geschmaust und gelacht und Pläne gemacht am langen Tisch der Brakes – und dann lief alles auseinander.

Die ganze andere Schar spielte „Räuber und Gensdarm“. – Maria Overberg hatte eine Weile zugesehen, aber dann zog es sie fort, quer durch den Wald zur Weite hin.

Als sie um die Waldecke bog, sah sie zwischen dem Korn braune Pferderücken, eine weiße Uniform mit roten Aufschlägen. Kürassiere. Ein Offizier mit seinem Burschen.

Sie blieb stehen, ihr Lächeln wurde froher. Das war doch Volkmar!

Er kam nahe heran, sprang vom Gaule, warf dem Burschen die Zügel hin: „Warte – hier so herum“, und dann war er bei Maria.

Ohne Verabredung, ganz von selbst, bogen sie in den Wald ein.

„Schön, nach dem Ritt“, sagte er, die Mütze abnehmend und mit einem großen, feinen Tuch sein Gesicht abwischend. Dann zog er die Handschuhe aus.

Der Haaransatz, die Stirne, das erinnerte Maria so ganz an die alte Zeit. Sie sah ihn sonst nur auf der Straße. „Gott, Sie haben sich kaum verändert, Volkmar“, sagte sie, „jetzt, wo ich Sie ohne Mütze sehe.“

„Und ich die Maria Brake ohne Hut“, sagte er, ihr Haar betrachtend, das in Flechten um den ganzen Kopf lag. Und in einem zweiten, weit zurückliegenden Gedanken, der plötzlich vorwärts drängte: „Sind Sie denn ganz allein hier?“

„Ja und nein. Eigentlich mit Brakes und allen Kindern. Aber es freute mich hier abseits zu gehn. Nun bin ich eben allein.“

„Fürs Alleinsein weiß ich einen Rat. Etwas ganz Schönes!“ sagte Volkmar fröhlich, „Da wird’s Ihnen noch viel besser gefallen.“

Sie gingen quer durch den Wald mit seinen Strömen von Gold und Blau und spielendem Grün, und Maria sprang über kleine Gräben und Hügel.

Sie kamen an das hintere Gartentor.

„Es ist ja verschlossen“, sagte Maria.

„Macht nichts!“ Volkmar steckte die Hand durchs Gitter, diese gepflegte Aristokratenhand, die Maria mit stets erneutem Wohlgefallen betrachtete, und dann schob er einen Riegel zur Seite.

Da war nun der Garten, bunt, still und warm, von hohen Mauern umgeben.

Er nahm die empfindsame Frau sofort gefangen. Er warf einen Zauberschleier über sie, unter dem sie stumm und selig wandelte, aller Unlust, aller Plagen, aller Sorgen vergessend. Sie gingen in die Gaisblattlaube und setzten sich auf die einzige, etwas verwitterte Bank.

Sie tauchten in hellgrünes Licht, ganz durchflutet vom Duft der gelben, wilden Blüten, die sich auf kühnen Ranken der Sonne entgegenbogen.

Was sollten sie sich sagen?

Sie wussten es nicht. Beide nicht.

All die Insekten zogen enge und engere Kreise um das lichtgrüne Haus, und durch das Rankenwerk des halb zugewachsenen Eingangs blickte der bestrickende, glühende Garten herein.

„Maria – Maria!“ sagte Volkmar – und weiter nichts.

Er küsste sie tief, lange, inbrünstig, zog sie, die ja ganz allein war auf dieser Welt, nochmals fest an sich, strich über ihr Haar, und dann ging er fort –

Es musste ja so sein. Anders war es gar nicht möglich. Er ging fort.

Maria saß in der Gaisblattlaube und wusste es kaum – und als alles wieder zurückkehrte, da stand sie auf und ging, ohne viele Gedanken, durch den blühenden Garten, das kleine Tor nah am Hause, durch die Wirtsstube, unter die Kastanien und setzte sich mit an den langen, gedeckten Tisch.

Es war schon spät geworden. Man wartete auf die Nachzügler. Niemand beachtete sie.

Sie senkte ihren Kopf: Nun war es ja doch gekommen –

„Unse Kinner sind so aus 'n Häuschen“, sagte Truta, „da is's Ende von weg; sie liegen über die Mauer un bölken genau so laut wie alle Straßenkinner.“

Von der Straße und von allen Höfen her hörte man unermüdlich die alten Lambertuslieder.

Schon am Tage vorher waren die Kinder, wie seit undenklichen Zeiten, von Tür zu Tür gezogen, hatten ihre Schürzen aufgehoben und Kerzen, kleine Flaschen mit Öl, Geld, Äpfel und Leckereien gesammelt und dabei aus Leibeskräften gesungen.

„Hier wuent wull en gueden Mann,  
der us wull wat giewen kann,  
Laot us hier nich lange staohn,  
wi müett en Huesken wieder gaohn“

Das war am Vorabend von Sankt Lambertstag, an dem von alters her auf dem Lande, in den Spinnstuben und den Werkstätten die Arbeit bei Licht begann.

Mitte September, dann war's mit der Sonnenherrlichkeit vorbei, und die Menschen mochten sehen, wie sie das Tagewerk kümmerlich beleuchteten.

Man hielt jetzt nicht mehr so genau am Tage fest, aber der Lambertustag blieb ein Tag des Lichts, zumal für die Kinder.

Sie errichteten sich grün-umkränzte Pyramiden und schmückten sie aus. Es war ein Wetteifern unter ihnen, wer die Größte, Lichterreichste hatte.

In langen Ketten zogen sie über die Straßen und tanzten um die Pyramide, und die ganze Stadt widerhallte von den uralten Liedern. Diese Zeit war nun freilich vorüber. Man hatte die ausgelassene Jugend in die Höfe hineingedrängt. Aber hier leuchtete und tobte es wie ehedem, und in der Nähe des Schlaunschen Hauses, das ja keineswegs in einem vornehmen Viertel stand, war ein wahres Gebrause, ein Jubeln und Singen und heller Lichterschein.

Drei Abende lang ging das so fort.

„Lambertus soll liäwen,  
de hett us so leif“,

schallte es von dem einen Hofe. Und vom andern:

„Lammert in den Sekenkranz“, „Wollt ihr wissen, wie der Bauer ...“ und „Guter Freund, ich frage dir ...“

So ging es weiter, um alle Straßenecken herum, über alle die schiefen, roten Dächer hinweg, in Glanz und Gloria.

Und dann vereinigten sich ganze Scharen und sangen das ewig schöne Lied: „Es waren mal drei Juden“, mit seinem abgehackten, ganz taktmäßig gesungenen:

„A – a – a – bram, bram, bram. I – i – i – sak, sak, sak“

und so fort. Und Adeline, die immer, wie Gerwin meinte, demokratische Neigungen hatte, kam mit all ihren Gästen auf die Terrasse und sang, heftig nickend, mit:

„Ja – ja – ja – kob, kob, kob.“

Und dann setzten sie sich in die bequemen Sessel und ließen es sich wohl sein.

Von Zeit zu Zeit kamen die Kinder herangesprungen, holten sich Backwerk und Obst, tranken auch wohl einen Schluck Wein, und dann rannten sie selig, halb heiser, wieder zur Mauer hin, über die hinweg sie auf

den großen Platz von Krimphoves Holzlager sehen konnten, in dem drei Pyramiden brannten.

All das Singen und Jubilieren, der Lichterschein, die frohe Laune, es stimmte sie weh und glücklich zugleich. Truta und Adeline waren längst übereingekommen, dass Maria so duldsam und so geistesabwesend war, wie nie zuvor.

Adeline wollte der Stillen etwas Erfreuliches sagen. Sie streckte ihre Hand zu ihr hin, mit der überströmend herzlichen Gebärde, die ihr eigen war, und sagte: „Komm, Ria, mach's dir gemütlich. Hier ist ein recht bequemer Sessel. Ich muss dir mal was erzählen, was dich interessieren wird.“

Maria setzte sich.

„Denk nur, der Volkmar von Tweersen, mit dem du so gut Freund warst, hat sich dieser Tage verlobt. Ich las es in der Kreuzzeitung. Und was meinst du, mit wem? Mit dem bildhübschen Freifräulein Beverförde. Nicht mit der Beverförde-Werries von dem Hof in der Königstraße, nein, eine Seitenlinie, ebenso alt und sehr reich. Sie haben große Besitzungen in Russland, da in Litauen oder Kurland herum. Genau weiß ich das nicht. Aber auf Donata Beverförde kann ich mich gut besinnen. Vor zwei Jahren hat sie hier im Adligen Damenklub die Bälle mitgemacht. Sie mag so neunzehn, zwanzig Jahre alt sein. Schwarzes Haar und eine matte, etwas gelbliche Haut. Gar nicht wie die hiesigen Beverfördes. Aber ich sage dir, bildschön. Und wie eine Pariserin. Ich stelle mir die Pariserinnen wenigstens so vor“, fügte sie lachend hinzu, und sie wurde auch gleich von Arnold Overberg abgelenkt, der zu ihr sagte:

„Wenn nun erst deine Hede nach Hause kommt, dann geht uns schon eher das rechte Licht auf von der Pariserin. Aber da fällt mir doch was ein –“ Er klopfte auf seine Stirne und trank das Weinglas leer, das Gerwin sofort füllte –, „du hast uns hier mal so 'ne nette Scheidungsge-

schichte erzählt vom Rat Krahwinkel. Da hab ich auch was auf Lager, Adeline, ich hörte es im Löwenklub.“

Maria war ganz vergessen:

Sie saß im Schatten und alles verlöschte. Ihr ohnehin zart-gefügt, leicht-erschüttertes Wesen, zu Trübsal geneigt, zerrann unter dieser plötzlichen, gänzlich unerwarteten Nachricht, über die alle Anderen hinweggingen, wie über ein Nichts.

Sie, die niemals die einfachen Formen des Lebens erkennen und fassen konnte, wusste nicht, an was sich halten, was glauben, was sie retten sollte aus diesem Strudel, der ihre schwache und müde Seele mit fortriss.

Die Fastnachtstage waren vorbeigezogen: vor köstlichen Kulissen ein geräuschvoll-blödes und halb pffiffig-lüsterne, mittelalterliches Possenspiel. Man ging nun in Sack und Asche.

Ja, Adeline erfüllte zum ersten – und man muss auch gleich hinzufügen, zum letzten – Male einen besonderen Wunsch der alten Frau Brake. Sie versammelte am Aschermittwoch ihre Kinder und Mägde um sich und las ihnen ein Gebet vor, das den Heldenern so vertraut war, wie der Weihnachtssegens am frühen Morgen, das aber für die Brakes in der Hollenbecker Straße etwas verwunderlich klang. Während Adeline las, zog sie ihre Augenbrauen in wahrer Besorgnis empor, denn sie nahm die Sätze ganz ernst, man kann wohl sagen, wörtlich, und da schien ihr das alles doch sehr schwer zu sein, am meisten für die armen Kinder, die ziemlich erstaunt um sie herum knieten.

Und Adeline ging zu ihrem Manne und sagte: „Gerwin, alles was recht ist, das tu ich nicht wieder. Wir wollen bei unsern eigenen Gebeten bleiben. Wir brauchen es der Mutter ja nicht zu sagen. Aber das eine habe ich mir nun doch vorgenommen: Ich gehe jeden Mittwoch Abend in den Dom in die Fastenpredigt. Was für ein Pater in diesem Jahr kommt, das weiß ich noch nicht, aber das

soll mir ganz gleich sein. Und ich nehme Maria mit, man muss sie etwas aufmuntern.“

Gerwin wusste bis dahin nicht, dass man mit Bußpredigten einen Menschen aufmuntern könnte, und so lächelte er etwas ungläubig und zugleich auch zärtlich, denn Adeline sah in ihrem schwarzen, ein wenig ausgeschnittenen, Kleid mit dem blonden Kopf darüber, zum Entzücken aus.

„Ja, dann hol sie nur gleich heute Abend ab, ich komme vielleicht auch noch. Dann stehe ich unter dem großen Christopheros.“ –

So kam es, dass Maria, die in religiösen Dingen bisher gutwillig ihre Pflicht getan hatte, in ein ganz anderes Leben hinübergezogen wurde.

Am ersten Abend ging sie lau, fast unwillig, mit Adeline den Spiegelturm hinauf zum Domplatz. Die Glocken läuteten – eintönig, lange.

Der Dom selbst lag mit seinen großen, violett-schwarzen Formen auf dem von alten Linden bestandenen Platze. Die Bäume waren kahl. Frierend, wie vereinsamt, hoben sie ihre Äste in das Dunkel hinein. Scharen von Menschen, farblos und still, kamen von allen Seiten her.

Mattbeleuchtete Tore nahmen sie auf. Hier und da trat eine, vom Alter patinierte Arabeske, ein Engelskopf oder eine Tiergestalt hervor.

Im Vorhof zum Dome, dem Paradies, standen in dem hellgrauen, auf schweren Säulen ruhenden Quadrat, rings zu halber Höhe der glatten Wände, altertümliche Steinfiguren mit strengen, charaktervollen Linien. Die inneren Türen, schwarz, lederbezogen, flogen immerwährend lautlos hin und her. – Dann kam die erste große Halle.

Alles in dem gewaltigen Bauwerk hatte das Loslösende, Emporziehende, tausendfach mit Kunst und Gnade gesegneter Stätten, und die spärliche Beleuchtung ließ die Größe und Schönheit der Formen in einem mysti-

schen Dunkel zerrinnen, das von all den unzähligen Seufzern und Gebeten erfüllt schien. –

Auf der Kanzel stand ein schwächlicher Mann in brauner Kutte.

„Kommt her zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen!“ so rief er mit seiner klingenden Stimme, in die nun Wärme und Innigkeit hineinströmte, „ich will euch erquicken.“

In Marias Herz löste sich das Starre.

Viele einsame Stunden kniete sie in dunklen Nischen, vor mattglänzenden Altären und stieg mit aller Zähigkeit, die ihr noch geblieben war, in die verborgenen Schächte des Lebens, alles nahm sie hervor und betrachtete es. Sie ging tief mit sich zu Rate, mit sich und mit Gott, der seinen Willen offenbart hatte, und der den Mühseligen und Beladenen ein guter Hirt sein will, der den einen Sünder, der Buße tut, mehr liebt, als neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Und dann stand ihre Sünde vor ihr, wurde düster und hässlich.

Und immer wieder saß sie neben der bereitwillig und unbeirrt zuhörenden Adeline in dem hohen Kirchenstuhle und sah im Dunkeln die sicheren, starken Worte stehen: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele!“

Adeline fühlte ihre Seele wie eine glatte, goldene Kugel. Sie war zufrieden und gut, eine wahrhaft sonnige Güte strahlte in dieser stillen Zeit von ihr aus, der Stillsten, die sie je gekannt hatte. Und fromm fühlte sie sich, wie ein rechtes Kind Gottes.

Wenn sie heimkam, wurde das ganze Haus warm. Sie brachte eine süße Reife mit.

Aber Marias Seele war ein verflogener Vogel, der eine Heimat suchte.

Nichts anderes suchen, nichts mehr wollen. Ein Kind Gottes sein. Ausruhen! So bettelte ihr müdes Herz.

Immer ferner lagen ihre vielen Wünsche, ihre Verwirrungen, Sehnsüchte, das ewig Ungestillte. –

„Auch sie kehrte nach Hause zurück, neben Adeline herschreitend, die, wortreich und froh, wie nach einer guten Tat, sich auf viel Angenehmes freute. Aber in Maria sah es ganz anders aus. Das, was kam, was ihrer harrete, war so belanglos geworden.

Wie auf einem Siegeswagen kam Hedwig nach Münster gebräut. Ihre Bewegungen waren noch großartiger als sonst, die Augen noch viel stolzer, sie brauchte noch viel mehr Luft zum Atmen, Platz um sich her.

Ihr Haar war hoch und üppig frisiert, wie das der Mutter, und in ihrem Koffer lagen etliche, aufgeplusterte, französische Kleider.

Alles musste von Grund auf neu sein für Hedwig und Adeline, denn nun kam die Saison und die erste erwachsene Tochter aus dem Schlaunschen Hause.

Anderthalb Jahre lang hatte Hedwig nichts anderes gehört, als das Wort: Erfolg, Erfolg – und da hob sie verächtlich ihren Kopf, wie einstmals in der Schule, mit dem unausgesprochenen: „Wenn es sonst nichts ist!“ und sie nahm sich fest vor, sie wollte der ganzen Gesellschaft schon zeigen, wie man als Erste durchs Ziel ging.

Verehrer! Du großer Gott! Das konnte doch nicht schwer sein.

Jänsken hatte ihr doch sogar schon eine Art Antrag gemacht!

Wie lange war das hin.

Mit Elan und Energie, in schönster Haltung, ging sie in die Fülle der gesellschaftlichen Veranstaltungen ein, in Tanzpartien, Kränzchen, Konzerte, Spielpartien, Bälle, Theater, und am liebsten waren ihr die Feste, zu denen die Herren kamen, denn das war es ja gerade, das war der Kern der Sache: Sie musste so etwas wie einen Hofstaat haben.

Es dauerte gar nicht lange und sie hatte ihren Hofstaat, diese Junge, Unbekümmerte, Rasche mit ihren blühenden achtzehn Jahren.

Adeline und Truta bewunderten sie grenzenlos.

Und wenn sie dann nach Hause kam, den Plunder vom Leibe warf, wie sie es nannte, und halb ausgezogen im Zimmer stand, dann schaute das ganz verwegene, lebenssprühende Mädchen heraus, mit ihrem Hang zu drastischen Ausdrücken, zu kindischen Tollheiten.

Dann fing sie an und kopierte, erzählte, spielte drei, vier Rollen auf einmal, und zwischendurch aß sie die von Truta bereitgestellten Schinkenbutterbrote, denn auch Hede war der Ansicht, dass tüchtig Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält.

Sie war groß, größer als ihre Mutter, schlank und wohlgebildet, und sie hatte einen prachtvollen, stolzen Kopf.

Sie war die Schönheit in der Familie Brake, und sie wusste es. Das machte ihr weiter keine Gedanken. Es war einmal so. Es war selbstverständlich.

Sie wollte ihnen Ehre machen. Ihnen allen. –

Aus dem Hofstaat löste sich bald ein einzelner heraus, ein junger, eleganter Leutnant, Ferdinand von Sellin.

Das war um die Weihnachtszeit. Es war prächtiges Wetter, kalt, windstill und sonnig.

Sie zog mit Sellin die schönsten Bogen auf der Eisfläche, sie übten Kunststücke ein, waren Vortänzer in der Quadrille und brachten es zu einem schwungvollen Walzer.

Das hatte bisher niemand gekonnt. Hedwig glühte vor Wonne.

Bisweilen flog sie an Jan Temming und Adolf Wiedenhagen vorüber, die ihre Weihnachtsferien in Münster verbrachten, und dann schüttete sie schnell ein Strahlenbündel von Freundschaft, Huld und Glückseligkeit über sie hin.

Einmal hatte sie sich doch frei gemacht, und sie saß mit den beiden bei Tante Lisette Wiedenhagen – ach, wie

war es gemütlich – und da prahlte sie nach Herzenslust. Es machte ihr einen Hauptspaß.

Hatte sie nicht *immer* gern gezeigt, was sie konnte!

Jan sah sie eine ganze Weile an, dann stand er wie gelangweilt auf und stellte sich ans Fenster.

Ja, er gähnte sogar.

Schließlich wandte er sich um, lachte und sagte absichtlich breit, halb plattdeutsch: „Hede, ik hew hier all to lange wuortelt. Ich mach mein Komplement. Ik mot nao Huse.“

„Da geh ich aber mit“, sagte sie sofort. „Tante Lisette, das erlaubst du doch? Ich habe gerade noch ’ne halbe Stunde Zeit, dann muss ich auch nach Haus und mich umkleiden. Heute Abend –“

„Nee, weißte“, Jan winkte ab, „dann langt’s nicht. ’ne halbe Stunde –“

Es war Hedwig peinlich. Sie hatte seine Eltern nicht begrüßt, und früher war sie manches Mal zu den Gerbersleuten hineingesprungen. „Ich kann auch mal zu spät kommen, ich möchte deinen Eltern gern guten Tag sagen.“

„Da musste schon platt küren“, sagte Jan grob, denn es hatte ihn all die Zeit geärgert, dass sie kein einziges, altes, niederdeutsches Wort mehr gebrauchte.

Jetzt kochte es aber in Hede auf. „Na, dann nicht“, sagte sie kurz und wandte sich gleich wieder an Tante Lisette Wiedenhagen.

Jan ging fort.

Bald darauf reiste er mit Adolf Wiedenhagen ab. Zu Ostern erst kamen sie wieder. – Aber Ostern! Was geschah nicht alles bis dahin.

Der Leutnant von Sellin und Hede Brake tanzten so viel zusammen, auf jeder Gesellschaft, jedem Ball, dass alle älteren Damen und auch die jungen, die Köpfe zusammensteckten und sagten, es wäre ein Skandal, wenn nichts daraus würde.

Es wurde aber was, und zwar auf dem letzten Ball des Winters, dem Maskenball.

Der ganze schöne Rathaussaal, goldbraunes Holz von der Tafelung des Fußbodens bis oben in die gotischen Spitzen hinein, war dicht-gedrängt voll tanzender Paare in phantastischen Kostümen.

Einige saßen auf der Empore und auf den roten Kissen der tiefen Nischen, vor den großen Bildern und ruhten aus.

Es schwirrte über ihnen allen von Puder und Konfetti, alles war in Duft und in eine feine Staubwolke gehüllt und von dem Überschwang der Jugend umgaukelt.

Und dann drängten sie über den Schwibbogen zum Stadtweinhaus hin, wo die langen Tafeln im Spiegelsaal aufgestellt waren, erfrischten sich, umfassten sich, wenn sie noch den letzten Schluck aus ihren Gläsern tranken und huben an zu tanzen, andere zur Seite schiebend.

Gerwin Brake aber wünschte, dass die Brautzeit ein Jahr lang dauern sollte.

Hede wandelte in der stillen Fastenzeit, die nun folgte, in einer interessanten Wolke von Glückwünschen, Staunen, Neid und anderen Empfindungen mehr, die sich um ihren Erfolg lagerten.

Das gefiel ihr.

Sie ging an jedem Tage, Arm in Arm, mit ihrem eleganten Leutnant unter den langen Bogenreihen der alten Giebelhäuser spazieren, dem allgemeinen Treffpunkt der Menschen, die gesehen sein wollten. Sie blieb ostentativ vor den Auslagen mit feinen Wäschestücken stehen, denn die Leinen- und Wäscheausstattung war das Einzige, was der Vater erlaubt hatte.

Und Adeline, Truta und die Braut, sie mussten diese ganz neue, erregende Beschäftigung haben. Das verstand Gerwin.

Aber man ging nicht in die Geschäfte mit fertiger Wäsche.

Man hielt an dem guten, alten Brauch fest und ließ alles nach und nach, damit man recht lange Freude davon hatte, im Kloster „Zum guten Hirten“ von den gefallenen Mädchen nähen, sticken und plätten.

Die Bräute aus den soliden Häusern vertrauten dazumal noch ihre ganze, feine Wäscheaussteuer jenen eingefangenen Wildlingen an, die nach Jahr und Tag zu wahren Künstlerinnen wurden und sehr häufig ganz bei den guten Nonnen in den weißen Gewändern blieben. –

Aber man musste vor den Auslagen stehen, vergleichen, besprechen im hellen Licht der Schaukästen ...

Hede mochte ihren Verlobten auch gern leiden; sie liebte hübsche, ansehnliche Menschen, und er streute ihr viel Weihrauch, was sie einigermaßen benebelte.

Trotzdem gab es einige kleine Dinge, rein äußerliche Sachen, die ihr nicht gefielen.

Ihr Verlobter biss so viel auf seinen Lippen herum, wie ein affektiertes Mädchen, er zwirbelte seinen Schnurrbart allzu oft, und er ließ sich das Haar brennen.

Gerade vorne nur zwei, drei Wellen. Aber Hede war langsam dahintergekommen, und sie fand es komisch und läppisch.

Und dann: Er parfümierte sich. Sie hatte das früher, in dem allgemeinen Trubel, nicht bemerkt.

Zu denken, dass Claus, Jan oder Adolf sich das Haar krepfen ließen oder Parfum auf Ihre Röcke spritzten! Zu dumm!

Das konnte er doch lassen!

Sie wurde ein wenig ungeduldig die junge Braut.

Auf dem Neuplatz, vor der Front, im Dienst, da war er ihr Mann. Da sah er nicht rechts noch links, da schossen die Kommandos nur so aus ihm heraus, und er schnarrte und knarrte, dass es eine Art hatte.

O ja, dann war er doch ein rechter Mann. –

Und der Frühling kam in diesem Jahr so licht und jung wie noch nie. Mit buntem Flitterwerk rieselte er in die Gärten hinein, kaum dass der Schnee zerronnen war. Oder schien es ihnen allen nur so.

Sie hatten ja nun den schönen, alten Garten vorm Tor mit einer dichten Hecke darum, die wie betaut war von braunglänzenden und eben aufbrechenden Blattknospen. Vogelnester saßen in der Hecke.

War es nicht wieder wunderschön?

Hede wurde ihre Kleiderpracht viel zu eng. Sie wollte hacken und graben, erforschen, säen und pflanzen. Draußen im Gartenhaus hing ein altes Kittelkleid, und jedes Mal, wenn sie in die buschige Stiege kam, und die jungen Düfte aus dem Garten sie anwehten, dann fing sie an zu laufen, ob ihr Leutnant dabei war oder nicht. Sie konnte gar nicht schnell genug in den Kittel schlüpfen und ihre kräftigen, nach Bewegung lechzenden, Glieder rühren.

So war Hede in diesem Frühling.

Die Finken hüpfen durchs Gezweig, und ein Star saß auf dem spitzen Dache des Gartenhauses, und die Kinder, auch die großen, ahmten die Vögel nach, mit den alten, uralten Sprüchen und sangen langsam: „Spinn dicke, spinn dicke!“

Und Ferdinand von Sellin stand mit undurchsichtigen Augen dabei und zwirbelte seinen Schnurrbart.

Als sie aber eines Tages anfangen, in langer Kette „Krup Vössken dör den Tun“ zu spielen, und Hede und Anette ihn zwischen sich nahmen, da kam er sich so albern und überflüssig vor, wie nur möglich, und er zog seine schöne Hede bald hinter das Gartenhaus und küsste sich satt, denn sonst wäre es nicht zum Aushalten gewesen.

Wie Hedwig dann schnell mit etwas wirren Haaren wieder zum Vorschein kam, sagte Gerd ganz trocken: „Das konnte er nicht mitmachen, die viele Bückerei. Er hat ja ein Korsett an.“

In dem Augenblick kam auch schon Sellin hinzu und als er die zornigen Augen seiner Braut sah, wollte er das Mädchen an sich ziehen. „Was ist denn los?“ fragte er, hochmütig den jungen Schwager anblickend.

Hedwig hatte aber mit einem schnellen Blick seine enge Taille bemerkt, riss sich los und lief auf das nächste Feld, wo Dietmar Overberg mit Richard Brake gen Westen einen Drachen steigen ließ.

Sie legte ihr Ohr an die Leine. Es brummte und summte und zitterte, der Windvogel stieg immer höher.

Oben, oben – wie war das schön. Wie frei. Ganz durchströmt von Glanz und Freiheit.

An diesem Abend hatte Hedwig für ihren Verlobten nicht viele Worte.

Der viel bewunderte Stern ihres Hofstaates bekam allerlei Flecken, und Hede wich ihren Gedanken nicht aus, sie dachte ganz gerade und rücksichtslos zu Ende.

Sellins Erzählungen kannte sie längst, und seine Zärtlichkeiten – ja, darüber dachte selbst Hede nicht gern nach – es war etwas darin, das sie liebte, und etwas anderes, das sie abstieß.

Es war seltsam.

Und immer wieder sah sie auf ihre Eltern, die sich mit einer ganz anderen Zärtlichkeit umgaben, warm und ruhig.

An diesen Tagen mochte sie gar nichts von ihm wissen. Bisweilen, wenn sie alle friedlich in ihrem Garten saßen und Sellin Dienst hatte, dann kam ganz von fern wie ein kühler Hauch über das Land hinweg der Gedanke: „Wenn es doch so bleiben könnte, wenn ich doch nicht erwachsen und nicht Braut wäre.“

Ihr Siegeswagen war völlig verstaubt, der Rausch verflohen. –

Dennoch machte sie sich gegen Ende September auf den Weg zu dem Kloster mit den gefallen Mädchen. Man

erwartete sie dort schon lange. Es war ja immer allerlei zu überlegen. Ein weiter Gang durch eine herbe, klare Luft, in der die Bäume schon zu erglühen begannen und goldene Girlanden auf den Boden streuten.

Viele Menschen wanderten zum Tor hinaus, lehnten in offenen Wagen, saßen im alten Linnebrinkschen Kaffeehaus in der Halle, und die Kinder sammelten Kastanien, hielten ihre Schürzen auf und freuten sich.

Was für schöne, braunglänzende Ketten hatte auch sie um den Hals getragen. Jan und Claus waren in die Bäume geklettert, wenn man nicht genug Kastanien fand.

Und jetzt ging das alles, die Menschen, die Häuser, die breite, fröhliche Straße sie nichts mehr an.

Im Frühjahr zog sie mit Sellin in irgendeine kleine, preußische Garnison, wo die Leute das „schräbkelige Zeug“ sprachen, wie Truta sagte. Er war Oberleutnant geworden und wurde versetzt.

Daran, dass sie ihre Heimat verlassen musste, hatte sie überhaupt noch gar nicht gedacht!

Der schöne, immer stiller werdende Weg, der Blick über die Felder – sie bemerkte es kaum.

Sie ging nur geradeaus zur Klostertür, läutete und saß dann mit zwei Nonnen im Sprechzimmer. All die Verhandlungen langweilten sie, aber sie musste doch Dieses und Jenes bestimmen und Vieles bewundern. Ganze Stöße feiner Wäschestücke lagen auf dem Tisch, und die eine Nonne, die Kleine, hatte sehr weiße, liebevolle Hände, denen Hede gerne folgte.

War es nicht schrecklich hier zu sitzen, ein verlobtes Mädchen, das ganz und gar keine Lust hatte, zu heiraten, die der Mann, mit dem sie allein fortziehen sollte, so – so – so unmenschlich langweilte!

Da war es wieder heraus aus dem Wust der ungemütlichen Gedanken, in die sie ganz verstrickt war.

Sie hörte gar nicht mehr, was die freundliche Nonne ihr sagte, es war nur die Stimme, die angenehme Stimme, die ihr wohltat.

Die hatten es gut, die Nonnen. Sie saßen hier still und zufrieden.

Und die Stimme ging immer weiter. Der Geruch des sauberen Leinens erfüllte das stille Zimmer.

Schließlich stand Hedwig auf. Sie musste wohl. Ging mit hängendem Kopf in die Klosterkirche. Sie wollte es mal wie Tante Maria machen, alles laufen lassen, wie es lief und tüchtig beten.

Es war gerade die Abendandacht der Nonnen. Sie saßen hinter ihren Gittern schattenhaft, weiß und beteten halblaut.

Hedwig war ganz außer sich. „Ich werde auch eine Nonne!“ dachte sie verbissen. „Ganz einfach. Ich gehe fort. Das kann mir niemand übel nehmen, auch mein Vater nicht.“ Und sie gab sich redlich Mühe, recht inbrünstig zu beten. Da hub die Orgel an, und ein gut geschulter Chor sang. „Sicher die Gefallenen!“ dachte Hede. Und sie war nahe daran, auch die zu beneiden.

Sie stand auf und ging schnell aus der Kirche. Aufatmend stand sie vor den Feldern, den kleinen, verstreuten Häusern, aus denen bläulicher Rauch stieg, sah die buschigen Wallhecken mit den Eichenknorren darin – alte Spielplätze ihrer Kinderzeit – und dahinter die flache, breite Landstraße, zu deren Seiten reiche Baumkronen in den verdämmernden Abendhimmel prangten. Glühende Herbstherrlichkeit.

Ganz still wurde es in dem großen Mädchen. Ihre Hände hoben sich langsam zur Brust.

„Das, das da soll ich verlassen?“

„Meine Freunde. Das alles sind ja meine Freunde.“ Ihr Herz schlug stärker, höher.

„Nein, nein, ich kann das nicht.“

Sie sah in das weite, einfache Land, sah die liebkosenden Schatten, aus denen vertraute Formen herauswuchsen, sah die Felder so reich, so ruhevoll, das Vieh im ziehenden Abenddunst, und zum ersten mal in ihrem Leben fühlte sie, was Liebe heißt.

Es war die Liebe zur Heimat.

Und neben dieser Liebe stand der parfümierte, schnurrbartdrehende, junge Herr und ihre eigene tollpatschige Dummheit.

Da kam ihr jemand entgegen – den stämmigen Burschen kannte sie doch!

„Süh, süh, Hede“, sagte Adolf Wiedehagen gleichmütig, „du kommst von de Nönnchens! Du hast wohl Krönkes in deine Bükens sticken laoten?“

„Mensch Adolf!“ schrie sie ihn förmlich an, „es ist nix mit die Krönkes. Ich nehme ihn nicht, ich tue es nicht. Nicht um die Welt!“

Sie atmete tief auf und sah um sich. „Und für den lass ich das alles – das alles hier –“

„Nee, da haste recht, Hedekind“, sagte Wiedehagen mit innigem Vergnügen. „Nun siehste schon aus'm andren Fenster.“

„Weißt du, was ich tue?“ sagte sie plötzlich. „Ich muss doch nun von Münster verschwinden. Vorläufig. Ich reise *stante pede* zum Ülhof zu meiner alten Ursula, du weißt doch, der gemeinsame, kleine Hof von den Elmeringhusener und den Twenhusener Brakes. Ursula lernt da bei der jungen Pächtersfrau gerade die Wirtschaft. Sie wollte es gern. Und auf Helden hat das so recht keine Art.“

„Da lerne ich auch. Von der Pike auf. Das ist noch was. Da hat man Spaß dran!“

Sie waren bei Linnenbrinks Kaffeehaus angekommen, alle Fenster waren erleuchtet. Man hörte Musik. Es ging fröhlich zu.

Nun gingen sie zwischen den Mauritz-Torhäusern hindurch und bogen in die Promenade ab.

Hier war es belebter, heller, und Hedwigs Gedanken, die am frühen Nachmittag, mitten im Sonnenglanz, noch so bedrückt gewesen waren, gingen freudig mit all dem Bewegten. –

Vor dem Schlaunschen Hause reichten sich die beiden die Hände und rissen nach, wie früher, wer wohl am Besten standhielt.

Das Abendbrot war vorüber und Hede ging auf ihr Zimmer, das nach dem Garten zu lag. Sie stieß beide Fensterflügel weit auf.

Sie bog sich hinaus, alles in sich aufnehmend: die Terrasse mit den breiten Stufen, die Rasenfläche, die ganze schwersanfte Dämmerung um Bäume und Büsche und überall die hell erleuchteten Fenster der Nachbarn.

Das alles gehörte nun wieder ihr! Gottlob!

Da schlug es neun Uhr und gleich darauf blies der Trompeter von der „Reitenden Artilleriekaserne“ her den Zapfenstreich, auf den die Dienstmädchen oft und oft einen Vers sangen, der Hede sofort einfiel:

„Ich hab einmal ein Haus gebaut  
im Eck.  
Ich hab einmal ein Schatz gehabt,  
ist weg.  
Ich hab viel auf sein Wort gebaut,  
und hab gemeint, ich wär die Braut.  
Ein Dreck. Ein Dreck. Ein Dreck! –“

„Ein Dreck. Wahrhaftig, ein Dreck!“ sagte Hedwig, schloss ihr Fenster, und sie fing an, rasch und gleichmütig alles zusammenzupacken, was ein Andenken an ihre Verlobungszeit war. Dann legte sie es in eine Schieblade und wartete. Ihre Mutter hatte gesagt, sie wolle früh schlafen gehen. Dann ging auch Truta bald zu Bett. –

Als sie glaubte, dass es wohl so weit sei, schlich sich Hede über den dunklen, oberen Flur. Zu ihrer Freude sah sie einen hellen Streifen Licht unter Trutas Kammertür liegen. Sie klinkte leise auf und schwang sich sofort auf Trutas Bettrand.

Die Alte lag tief unter einem dicken Federbett. Ihr gutes Gesicht sah lächelnd aus dem weißen, fest um den Kopf sitzenden Nachthäubchen. „Was hat denn unser Kind?“ sagte sie aufmunternd.

„Truta“, sagte Hede, sich aufrichtend, die Hände fest um ihre Taille legend und die Brust herausdrückend, „sieh mich mal an. Merkst du nichts?“

„Wat sall ik seihn? ’n ollen Fluxster biste“, sagte Truta in größtem Behagen, denn so viel merkte sie wohl, ihrem Kinde ging es gut. Adeline, Hede und Dietz, die saßen am festesten, am tiefsten in ihrem Herzen.

„Also du merkst nichts. So wie du mich hier siehst?“ Hede drehte sich voll zu der Alten hin – „bin ich entlobt!“ Die letzten Silben sang sie ganz laut und machte dabei zwei schnelle, energische Verbeugungen.

Da schoss die Alte unter ihrem Federbett hervor, richtete sich steil auf, hielt ihre buntgeblümete Nachtjacke vor der Brust zusammen und sagte mit Augen, so blank wie ein Vogel: „Dat is en ander Körn, segg de Buer, dao het he dör ’nen Mauseküttel!“

„Keinen Mauseküttel, dieses Mal nicht!“ rief Hedwig.

„Nee, mien guetes laiwes Herzenskind. Dass du mir man recht verstehst! Ich freu mir ja so“, und sie umfasste mit beiden Händen Hedwigs Arm und schüttelte ihn. „San Plaseer hew ik all lang nich hadd. Das muss ich dich nun doch mal sagen: Er blieb mich i m m e r einen Fremden. Im Anfang da dachte ich mich, so’n arm alt Dier versteht das nich besser. Aber dann – nee, ich konnte ihm nich verknusen, diesen schräbberlichen, ingebildeten Leutnant. Der – un mienen goldenen Vuogel Flüg up. Ich dachte immer bloß: Da sitzt se net in ’en Knüpp –“

Hedwig fiel ihr um den Hals. „Mich war er auch einen Fremden“, sagte sie, „und was den Knüpp angeht –“ sie saß schon wieder aufrecht – „den hauen wir schon durch. Der Absagebrief liegt im Kasten –“ Und als sie ganz fertig war, stemmte sie die Hände wieder auf ihre Hüften, warf den Kopf zurück und sagte: „So, nun können sie kommen und mich schinden, alle Klatschmäuler von ganz Münster und Umgebung.“

„Das lass man meine Sorge sein, lass sie man über dir schandudeln, dann machen wir aber auch unsern Mund auf. Dann sollen sie mir kennenlernen. Und überhaupt – is ja nix an gelegen. Dass du man bloß wieder unse Kind bist.“

„Wahrhaftig, Truta, ein Dreck is dran gelegen“, sagte Hede und sprang auf, stellte sich hin und sang mit begleitenden Gesten den Zapfenstreich der Dienstmädchen.

Spät in der Nacht kamen Gerwin und Adeline heim. Truta hatte, wie immer, gewacht, um „ihrer junge Frau“ beim Auskleiden zu helfen.

Adeline saß vor dem Spiegel, und Truta löste ihr die Blumen aus dem Haar.

Ein wenig blass und abgespannt sah sie aus, die schöne, frohe Adeline Brake.

Der Ball war eigentlich anstrengend gewesen.

Plötzlich warf sich Adeline herum, presste ihren Kopf an die alte Frau und weinte.

„Ja wat denn? wat denn?“ fragte Truta erstaunt und streichelte beruhigend Adelinens Haar.

„Ich habe solche Angst“, sagte Adeline, unterdrückt schluchzend, „ich glaube, ich bin krank. Meine Brust, die schmerzt.“

Niemand hatte es gesehen, das Leid, das vor dem schönen Schlaunschen Hause stand. Niemand verlegte ihm den Weg. Es kam herein, schritt durch die Barocktüren,

über die fein geschwungene Treppe, schleppte sich durch die prächtigen Räume und saß oben im Saale mit zu Tische, wenn die Gäste scherzten, das Silber, das Kristall blinkte, und das alte Porzellan mit den blaugoldenen Rändern.

Hede stand immer wieder an den kleinen, nah zusammengerückten Fenstern des Wohnzimmers auf dem Ülhof, das ihr und Ursula gehörte.

Nach Münster reisen?

Nein, das wollte Hede auch nicht. Sie war ja ganz überflüssig!

Was sollte sie da? Von neuem auf Bälle gehen, sie, die entlobte Hede Brake, von Neuem in dem aufgeputzten Hühnervolk stehen und warten, ob die Hähne heranstolziert kamen?

Das fiel ihr nicht ein!

Es war so prachtvoll hier draußen gewesen, das ganze Jahr, sie hatte das alles so lieb gewonnen, dieses Irdische, Einfache, und die Arbeit, die einen Sinn hatte, deren Segen man sah.

Wie dankbar war alles, was man anfasste. Nein, das mochte sie nicht missen.

Lange Zeit verging, bis Hede Brake spürte, dass auch noch anderes nach ihr rief. –

Um die Zeit, als sich das Leid schon durch das schöne Haus an der Hollenbeckerstraße schleppte, durch ein Haus, in dem ewig Sonne schien und Frohsinn klang, da fiel es der seelenruhigen Ursula ein, sich einen Freiersmann zu nehmen.

Es machte Hede nachdenklich. –

Ihre beiden Schwestern waren aus der Pension zurückgekehrt, hatten den Winter über getanzt, wie sie einst, hatten Blumen, Kärtchen, Bänder, kleine Andenken mit nach Hause gebracht, hatten wohl gar schon ihre Heimlichkeiten über diesen und jenen Verehrer –

Ach, das war ja alles einerlei!

Nur einmal einen Menschen finden, dem man ganz vertraut, und mehr noch, viel mehr: Einen, mit dem man leben möchte!

Aber weit und heiß und groß leben. Nichts Halbes. Nicht hier und da verzichten, fortsehen müssen und doch ganz tief da drinnen doch allein bleiben. –

Es war Neujahrmorgen, und Hede wanderte schon zum Ülhof, weil sie sich die Grüße von zu Haus holen wollte, von den Ihren. Sie war seit Weihnachten auf Helden gewesen.

Karten und Briefe von jungen Leuten hier aus der Umgegend und von der Regierung in Arnberg würden auch dabei liegen – ein ganzer Stoß.

So war es immer.

Sie trug den prachtvollen, stolzen Kopf sehr hoch.

Was würde es schon sein! Mit vierundzwanzig Jahren sieht man schärfer, als mit achtzehn.

Der Weg glitzerte, und die Sonne streute zum Überfluss noch ihr Gold über die ganze Herrlichkeit.

Und wie hoch, wie hoch der Himmel war. Wie weit und schillernd blau.

Hede atmete tief, glücklich, immer mehr von dem Rausch erfasst, den das Helle ihr gab, das Klare, Grenzenlose.

So kam sie, freudeüberströmt, zum Ülhof, wühlte schnell in den Briefschaften, las den Brief der Mutter – wie innig sie geschrieben hatte, fast mit einem Anflug von Wehmut.

O nein, das konnte nicht sein.

Das schien ihr wohl nur so.

Ihre heitere, schöne Mutter! –

Und war das für sie? Das flache Paket? Sie sah die Aufschrift. Gewiss! Ja!

Wie sie sich freute!

Sie öffnete es. Es war ein großes, sehr feines Werk über Architektur.

Sie schlug es auf.

Auf der ersten Seite stand groß und kräftig: „Jan Temming seiner lieben Hede! Neujahr 1889.“

Wie gut das war, wie lieb. Und dieses große Werk.

Sie blätterte darin herum, wurde eifrig, vertiefte sich. Und dann legte sie schnell Hut und Mantel ab, setzte sich an den Tisch und las, denn hier und da lag ein beschriebenes Blatt im Buch. Erklärungen, ganz sachgemäß und doch mit einer frohen, warmen Unterströmung – ja, an was gemahnten diese Blätter, aus denen ein reiches, inneres Leben sprach?

Was war es nur?

Sie dachte nach, und da kam von fern her eine schöne Erinnerung, die wohl nur geschlafen und auf diese Stunde gewartet hatte.

Denn sie kam langsam und schlug die Augen kaum auf. Plötzlich wusste es Hede, und rasch wie sie war, zog sie die Erinnerung dicht an sich heran.

Das war ja der Abend – sie und Jan!

Der letzte Abend, als sie Abschied voneinander nahmen. Jan ging zur Universität, und sie kam nach Brüssel.

Wie deutlich war ihr alles, und welch ein Glanz lag darauf.

Sie wanderten durch die alten Straßen, standen vor dem Rathause, sahen zu den Giebeln hinauf.

Und Jan erklärte.

Jetzt erst fühlte sie, wie tief sein Herz, das Herz eines achtzehnjährigen Jungen, an dem Schönen gegangen hatte, an allem, was Kunst war. Wie ehrlich, wie rein seine Begeisterung!

Und sie hatte alles sehen müssen.

Ihre starke und gerade Impulsivität durchlebte diese Stunde, als sei sie ganz jung, als wären nicht acht Jahre darüber vergangen. Und tiefer zurück griffen ihre Gedanken.

Sie saß mit Jan auf der alten Stadtmauer neben den blauen, duftenden Veilchen, und Jan sagte herb, knapp, abgerissen: „Halt dich an unsereins – zum Beispiel an Adolf oder an mich. Ja, an mich. Ich kann treu sein.“

Was für einen Klang diese Worte heute hatten. Nach acht Jahren.

Damals hatte sie hell aufgelacht.

Jan – wahrhaftig, der konnte treu sein. Er war sich selbst treu geblieben, das war die Hauptsache.

Die Grundlinie seines Wesens, sein Wollen, sein Weg, sein Ziel, das war unbeirrt dasselbe geblieben.

Vielleicht – er war nun sechsundzwanzig Jahre alt – vielleicht hatte er ein Mädchen lieb.

Was für ein seltsames Gefühl das war.

Als ob man irgendetwas verloren hätte, etwas Wertvolles.

Hede stand auf und ging im Zimmer herum.

Nahm nochmals das Buch.

„Jan Temming seiner lieben Hede.“

Er hatte ihr niemals etwas geschenkt. – Sie sah zum Fenster hinaus. Wie das leuchtete da draußen.

Da flog ein Ruf von der Höhe her, den Hede aus ihren Kinderjahren kannte.

Sie wandte sich um, und oben am Waldrand stand Adolf Wiedenhagen, rief und winkte. Und neben ihm Jan Temming.

Wirklich, Jan.

Im ersten Augenblick schlug Hedes Herz plötzlich so stark, dass sie nicht antworten konnte.

„Wo kommt ihr her?“ rief Ursula.

„Aus Twenhusen!“ antwortete Adolf, „sind auf der Wanderschaft durchs Sauerland, wollten sehen, was ihr macht!“

Und dann standen sie voreinander und schüttelten sich die Hände.

Sicher, unbefangen. So schien es.

Aber Jan und Hede war es wie ein großes Geschenk. –

Sie hatten sich viel zu erzählen, und Hede sprach mehr als sie wollte.

Auf der Bank saßen sie vor der Haustür, und vor ihnen stieg ein hellgrünes Stück Roggenfeld empor.

Sie sah ihn immer wieder an, aufmerksam, in innerer Anspannung, als müsse sie ihm etwas erklären.

Er fühlte es.

Aber er kam ihr nicht entgegen.

Dieser Vogel da musste von selbst herangeflogen kommen. –

Er wollte ihren Gedanken Zeit lassen – ihrem Empfinden erst die ganze süße Reife geben. Dann erst, dann würde er wieder jauchzend emporsteigen, dieser goldene „Vuegel Flügup“.

Deshalb ging er fort, bald, und sagte nur unter der Tür, fast in den Regen hinein: „Ja, liebe Hede, für heute wär’s nun vorüber mit uns. Wir kommen wohl wieder zusammen.“

Und sie sollte das verstehen, wie sie es wollte.

Hülskötter wurde bestellt. Adeline wollte zu ihrem Garten fahren. Ganz allein.

Truta stand am Wagenschlag und wollte es nicht zugeben, aber Adeline lächelte ihr berückendstes Lächeln und sagte, sie hätte es sich in der letzten unruhigen Zeit immer so wunderschön vorgestellt, und Hedwig würde sie ja abholen. Bald.

Langsam wandelte sie zwischen den Hecken hindurch, in denen das Vogelvolk zwitscherte und spielte. Tief trank sie die Klarheit und Ruhe dieses Tages.

Es war wohl so, wie Truta es sagte, sie musste nun doch zu dem Arzt im Clemenshospital gehen, und sie tat es gerne, ohne Furcht.

Und Truta würde sorgen.

Gleich heute wollte sie es ihr sagen und auch Gerwin und Hede.

Sie hörte den Vögeln zu, die Nester in ihrem Garten gebaut hatten, und sie dachte an ihre Töchter, und wie gut es wäre, wenn auch Hede bald einen zuverlässigen, tüchtigen Mann fände.

Aber es musste schon ein Besonderer sein für ihre Große. Sie lächelte.

Währenddessen wanderten Jan und Hede, die sich auf der Promenade getroffen hatten, zwischen den Hecken entlang.

Als sie an die Ausbuchtung kamen, wo die Bank stand, sagte Jan: „Komm, wir setzen uns noch etwas hierhin.“ Und Hede setzte sich neben ihn.

Sie schwiegen. Ihre Gedanken versenkten sich ineinander. Warten und zugleich Erfüllung. Wie war das so wunderbar.

Jan legte seinen Arm um Hede, zog sie an sich und küsste sie. Sie konnten sich nichts, gar nichts sagen.

Sie hielten sich nur fest umschlungen. –

Hede löste sich aus Jans Umarmung. „Mutter – die Mutter wartet“, sagte sie verwirrt.

War sie schon jemals so verwirrt gewesen, diese junge Stolze? Jan zog sie nochmals an seine Brust. „Wir wollen gehen, Hede, aber sag es mir, dass du nun ganz mein bist.“

„Ja. Jetzt kann ich auch treu sein, dir und mir.“ Sie standen auf.

Nun erst, im Weiterschreiten, kam die ganze Herrlichkeit dieser Stunde über sie.

Sie wussten sich kaum zu lassen.

Am Gartentor blieb Jan stehen und sagte: „Und dass du's nur weißt, Hede, wir heiraten sofort.“

Sie drückte ihm fest die Hand. „Ja, natürlich.“ –

„Das freut mich aber, dass du auch mitgekommen bist, Jan“, sagte Adeline. Sie hatte ihn immer gern gehabt, den frohen, klaren Menschen, und jedem, jedem wollte sie noch etwas Liebes sagen.

Da sah sie die verschlungenen Hände, sah in diese Augen hinein und die beiden knieten schon neben ihrem Stuhl. „Kinder, Kinder – das habt ihr gut gemacht“, sagte sie, und sie streichelte die beiden großen Menschen.

Hede legte den Kopf an ihre Schulter. Sie, die immer so schnelle und viele Worte gehabt hatte, wusste nichts mehr zu sagen.

Doch Jan nahm Adelinens Hand, küsste sie und sagte: „Aber ich habe eine große, große Bitte, liebe Mutter!“ Das Wort kam so gern und leicht über seine Lippen. Diese Frau hatte wie eine Sonne über ihrer aller Leben gestanden. „Ich muss Hede *s o f o r t* haben. Wir wollen gleich heiraten. Wenn du ja sagst – Mutter – ich vergesse es dir nie.“ –

Da wusste Adeline, dass sie nun doch nicht zu dem Arzt gehen könnte, dass sie warten müsste und auch gern warten wollte. Denn es war ihr mit einem Male klar, dass Jan Temming die ganzen langen Jahre treu zu Hede gestanden und auf sie gewartet hatte. Aber wie elend, wie elend fühlte sie sich. Ja, es musste schnell sein.

Sie stand auf, und die beiden führten sie, wie ihren köstlichsten Besitz.

Adeline stützte sich auf die jungen, kräftigen Arme, und sie dachte daran, dass sie im Spätherbst, wenn die Tage noch Sonne brächten, mit diesen beiden, Arm in Arm, langsam durch den Garten des Hospitals gehen würde, eine Genesende. –

Als der Wagen in der Hölenbecker Straße hielt, hob Jan sie fast heraus. Er war ihr tief dankbar. Diese Frau, die immer Heiterkeit und Wärme ausstrahlte, hatte er lieb gehabt, solange er denken konnte.

Sie war für ihn wie ein Schmuckstück des Lebens. – Kaum dass sie unten im Flure standen, kam Truta, und auch für sie bedurfte es keiner Worte. „Min laiv Herzenskind“, und sie küsste Hedwig, was sie sonst niemals tat, „minen goldenen Voegel Flügup, nu hat dich aber

der Rechte eingefangen“, sagte sie, drückte Jan beide Hände – und dann umfasste sie sofort Adeline und sorgte für sie.

Sie saßen nun wieder im runden, weißen Saale; Jan und Hede, seine Eltern, die Geschwister, und unter den Brakes saßen Jans Eltern, der frühere Gerbermeister mit seiner Frau. Sehr würdig und aufrecht, die Mutter in ihrem schwarz-seidenen Kleid. Sie nahm bisweilen ihres Sohnes Hand.

Öing, sehr mager und klapperig – so mager, als wären das gar nicht seine Kleider, die da um ihn hingen – reichte die Platten. Er trug wie immer Vatermörder und, doppelt darum geschlungen, ein schwarzseidenes Tuch, das vorn verknotet war. Seine Hände zitterten ein wenig, und er mümmelte noch stärker als sonst.

Das konnte er nicht hemmen.

Aber er war heute mehr denn je ein herrschaftlicher Diener.

Diese Gerbersleute! In Brakes vornehm-prunkvollem Hause. Ahnten sie etwas von dem Werte des Porzellans, von dem sie aßen, von den silbernen Schüsseln, von dem Kristall?

Nein.

Er hatte noch eine andere, peinvolle Überraschung gehabt. Hede und Jan wollten keine Hochzeitsreise machen. Sie wollten abends in das schiefe, alte Haus am Horsteberg gehen, hinter dem Dom, in dem Jan eine Wohnung gemietet hatte, die sich mit Monikas und Ellas Heim gar nicht messen konnte.

Öing gedachte, die Ehre einigermaßen zu retten. Er hatte Hülskötters Wagen bestellt. Sie sollten wenigstens fahren.

Als er dann aber den jungen Herrschaften die Tür öffnete und Hede den Wagen sah, trat sie sofort zurück, zog Öing am Arm herein und sagte, genau wie als Kind, wenn er sich mit ihrer Erziehung zur wahren Vornehm-

heit abgegeben hatte: „Lieber Öing, kann es nicht anders sein? Ich habe mich so sehr darauf gefreut, mit meinem Mann zu Fuß nach Haus zu gehen, an der Überwasserkirche vorbei, den Spiegelturm hinauf –“ Da sah er, dass er ihr keinen Schliff beigebracht hatte, in all den Jahren nicht, gerade dieser Ältesten nicht, die am vornehmsten aussah und die er – ja, er musste es sich gestehen – trotz allem am liebsten hatte.

Fröstelnd stieg Öing die Treppe hinauf. Die jungen Herrschaften standen allein auf dem Vorplatz.

Er geleitete sie die Treppe hinunter bis auf die Straße und sah ihnen nach. Sein dünnes, graues Haar hob der Herbstwind. Zitternd ging er zurück.

Sie waren beide gut, beide. –

Die Jungen, Hochgemuten aber gingen in die Nacht hinaus, und zum ersten Male sahen sie nicht so recht die schönen Umrisse und Linien.

Sie wollten wohl. Aber sie sahen einander immer wieder in die Augen.

In einer dunkeln, menschenleeren Gasse blieben sie stehen und küssten sich.

Der Dom warf seinen tiefen, warmen Schatten über sie. Und Jan dachte, dass er hier sein großes, rasches, herzliches Mädchen im Arme hielt, aber dass Adolf doch recht gehabt hatte, als er sagte, sie hätte auch etwas von einer Königin. Und so sollte es bleiben.

Dann brachte er sie durch den kleinen Vorgarten in das winkelige, einfache Bürgerhaus, und es ist nichts mehr von ihnen zu sagen, denn sie hielten das Glück in ihren Händen. –

Alle, alle geleiteten sie, Adeline, zu Grabe.

Und die Frauen saßen weinend im Gartensaal des schönen Schlaunschen Hauses.

Öing, ganz zusammengefallen, reichte auf einer silbernen Platte gefüllte Weingläser herum.

Niemand nahm.

Oben in Trutas Zimmer hielt Hede Temming die arme, alte Frau im Arm, der niemand zu sagen gewagt hatte, dass „ihr Adelinchen“ vielleicht noch leben könnte, wenn sie nur nicht gar so treu geschwiegen hätte.

Das war das erste, tief-schmerzvolle Losreißen in der Familie Brake.

Kein stilles Fortgehen und Abschließen mit allem, weil die Arbeit getan ist, – Nein! Man hatte ihnen ein blühendes Leben genommen, Wärme und Liebe, und eine Frau war dahingegangen, die wie eine Sonne war. –

Gerwin litt es nicht mehr in den weiten Räumen, auf den Treppen, in den Winkeln, die ganz von Erinnerungen erfüllt waren. Er zog mit Gerhard, der ihm immer ähnlicher wurde, in ein einfaches, altes Haus am Bispinghof.

Adelinens goldenes Stühlchen, das sie mit in die Ehe gebracht, und in dem sie so gern gesessen hatte, war klein geworden. Es war besser, dass man das Schlaun-sche Haus verkaufte.

Es kam in ganz fremde Hände. Menschen zogen hinein, die nichts von seiner Schönheit wussten.

Nur der Garten vor dem Tore, der blieb ihnen allen. Katrin versorgte den Herrn Rat und Gerhard aufs Beste.

Da zog Truta in das Frye-Vendt-Stift an der Ecke vom „Hals“ und der Breiten Gasse, wo längst ein Platz auf sie wartete.

Sie bekam das große, hintere Zimmer zum Garten hinaus, und manche guten Brakeschen Möbel standen darin.

Aber sie zog nicht in das Stift der alten Mägde, um zu ruhen, nein, nur um für alle da zu sein, um allen helfen zu können, denn es kam ja wieder eine neue Zeit.

## Brief an Stadtarchivar Eduard Schulte (1919)

Sehr geehrter Herr Doktor,  
wenn ich irgendeinem Menschen zu Dank verpflichtet bin, dann bin ich es ganz gewiss Ihnen, denn Sie haben die Menschen in meiner Heimat auf das Geschenk hingewiesen, was ich ihnen von Herzen gern machen wollte. Von meiner Schwester, der Frau Oberförster Meyer, die in meinem Elternhaus Schützenstraße 13 wohnt, habe ich erfahren, dass und wie Sie in Ihrem Vortrage auf mein Buch hingewiesen haben.

Ich danke Ihnen vielmals dafür.

Vielleicht haben Sie jetzt im Stillen schon auf eine Bitte gewartet. Man hat doch immer ein Anliegen! Und ich habe sogar zwei.

Also, ich habe meinen Verleger breitgeschlagen, dass er noch ein Bild von Münster in den Roman bringe, und zwar die schöne Rückseite des Schlaun'schen Hauses. Es gibt so ein Bild. Ich selbst sah es in einem größeren, illustrierten Werk über Westfalens Baudenkmäler (oder so ähnlich heißt es). Sie kennen ja alles, sehr geehrter Herr Doktor.

Könnten Sie mir nun eine derartige Photographie oder das Buch verschaffen? Mein Mann, der ja allerdings eigentlich nur Portraitmaler ist, zeichnet das Haus dann schnell ab, und Sie bekommen alles im besten Zustand zurück. Darauf können Sie sich verlassen. Und dann finde ich es wohl ein klein wenig deprimierend, dass außer Marcus (mir scheint im Morgenanzeiger) niemand in Münster über meinen Roman irgend etwas in einer Zeitung geschrieben hat. Natürlich, der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, das ist nun einmal so. Dennoch, etwas Gegenliebe möchte man doch finden.

## Brief an Stadtarchivar Eduard Schulte (1919)

Sehr geehrter lieber Herr Doktor!

Wie habe ich mich über Ihren Brief gefreut! Zumal Sie so nett, lang und gar kein bisschen fremd schrieben.

Lang kann ich nun leider nicht antworten. Ich bin die letzten Wochen sehr leidend, stecke tief in der Arbeit und muss in wenigen Tagen von hier abreisen (weil es absolut nicht mehr geht). Dann bin ich 8 Wochen in Oberschreiberhau, Riesengebirge, Pension Runge, Weißbachtal.

Vor allem Ihnen tausend Dank für alles, was Sie für meine „Familie Brake“ tun. Ich glaube ja selbst, dass sie es verdient. Und mit mir glauben es große, führende Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands.

Nur gerade Herr Dr. Castelle kann es absolut nicht finden. Als ich noch ein Kind war, sagte ich „Das ist so klar wie dicke Tinte“. Soll er also alles, und alles für sein Buch tun und in den „Heimatblättern der Roten Erde“ (ausgerechnet! wie die Berliner sagen) ein paar Zeilen für mich haben. Die Sache ist mir zu kindisch. Vor allem möchte ich, (und ich werde nicht unterlassen, ihm das selbst zu sagen) dass er ein besseres Deutsch in diesen paar Zeilen hätte. Ich wusste nicht, wieso ich Schilderungen und Charaktere gewonnen hätte. Habe ich etwa gespielt? Ich habe nichts gewonnen. Das muss ich ablehnen. Ich habe geschaffen und zwar ganz von innen heraus. Frau Brummer, die ich sehr gut kannte, schwebte mir nicht vor.

Sie war, unter uns gesagt, alles andere denn eine gütig Schenkende, sie war eine Berechnende, Nehmende von oben bis unten überlackiert.

Adeline ist eine süße und saftige Frucht und ein Stück Natur. Sie sehen, ich bin ganz gerade heraus. Damit habe ich mir von Kindheit an Feinde und Freunde ge-

macht, aber ich bin ein rechter, viereckiger Westfale und kehre mich nicht daran.

Dass die Heimat nichts von mir wissen will, auch wenn ich ihr den schönsten Strauß brächte, das weiß ich längst. Es tut wohl weh, aber man muss darüber hinwegkommen.

Wenn Velhagen und Klasing, Westermanns Monatshefte, die „Frankfurter“, die „Kölnische“ und die großen Berliner Zeitungen über mein Buch schreiben, dann mögen der „Westfälische Merkur“ u.a.m. stille sein. Dafür schreibe ich ja nicht. Aber dass Sie in Ihrem schönen Vortrag „Familie Brake“ herangezogen haben – und wie Sie es taten – das ist doch etwas Schönes und ein Händedruck aus der Heimat. Und wenn Sie dann noch mehr tun wollen, dann kann ich nur sagen, ich danke Ihnen herzlichst, herzlichst. Ach, ich könnte Ihnen ein Buch voll schreiben auf ihren lieben Brief hin! Auch ich kenne ja das Sauerland so gut und auch den westfälischen Industriebezirk. Albert Wormstall ist älter als mein ältester Bruder (Amtsgerichtsrat J. Ernst in Attendorn), aber nahe mit ihm bekannt. Natürlich kenne ich ihn sehr gut, aber, wie Truta sagt: „War mich immer einen Fremden.“ Zu eng und pedantisch. Aber sonst hoch in Ehren! Alle Wormstalls kenne ich natürlich. Grüßen Sie Albert W. doch bitte von mir. Er wird Ihnen irgendwie beibringen, dass ich eine gräulich-wilde Range gewesen wäre.

Dass Sie wieder einen Schulte-Hof anfangen, finde ich köstlich. Ich studiere selbst immer an so etwas herum. Augenblicklich liege ich auf der Kauflauer.

Es ist zu verwundern, dass man nicht mehr viel von mir in Münster weiß, man hat nämlich stets Unangenehmes über mich zu sagen gehabt. Das hat mich immer von Herzen amüsiert. Die Geselligkeit in Münster war für mich ein Jahr lang etwa das, wie für Hede Brake, und dann sah ich hinter die Kulissen. Übrigens kam ich früh fort, ließ mich von meinem ersten Mann, einem westfälischen Industriel-

len (daher meine Kenntnisse) scheiden, was man mir natürlich schwer übel nahm. Nun, vor neun Jahren etwa verheiratete ich mich wieder, was noch schlimmer war. Und dabei bin ich ganz scheu und habe weit länger als Ihr Freund Heumann um den Glauben gerungen, aber das sind persönliche Dinge und davon vielleicht ein anderes Mal. –

Tausend Dank für die sehr hübschen Postkarten und für die Aufnahme vom Schlaun'schen Haus. Sie wissen wirklich nicht, wie ich mich über so etwas freue! Und ich bekomme gar noch etwas! Aber an wen soll ich adressieren, wenn ich der Stadt Münster mein Buch schenke? Ich kenne nicht mal den Namen des Oberbürgermeisters. Carl Goebets, der so früh starb, das war ein guter Freund von mir. Das Buch für den Ärztekongress kenne ich. Ich hätte es sehr gerne.

Der Brief wird immer länger! Ihrer Gemahlin und Ihnen schicke ich je ein Buch zu Weihnachten, „Blaue Adria“ für Ihre Gattin. Der Wert liegt in den Naturschilderungen. Und Sie bekommen „Urte Kalvis“. Das ist eine weit derbere Kost. Mir sehr lieb, weit lieber als „Blaue Adria“ und „Juliane“.

Besonders stark ist ja „Die Gasse“. Die Kölnische Zeitung brachte in diesem Spätherbst noch sehr Gutes darüber. Bei einer neuen Auflage sollen Sie auch dieses Buch haben. Es spielt in Süddeutschland, das mir, auf und ab, sehr gut bekannt ist. In Tübingen habe ich z. B. promoviert, in München war ich unzählige Male. Es gibt fast keine süddeutsche, schöne Stadt, die ich nicht kenne. Dort suche ich auch ein Anwesen, nicht in dem von mir so geliebten Westfalen. Ich brauche nämlich Gegenliebe. Da unten kann man sie Gottlob noch gerne haben! Und nun nochmals: Dank, Dank, Dank!  
Ihre sehr ergebene Clara Ratzka

## Westfalen

Aus dem Roman *Frau Doldersum und ihre Töchter*  
(1921)

Am nächsten Morgen sah ich die Welt aus ganz andern Augen. Alles war blank gewaschen und duftete. Aus den Gärten und vom Walle her strömte es süß und warm in die alten Gassen hinein. Die Sonne war von schrankenloser Güte. Die Linden, die rings um die Stadt ihre Äste über die kleinen Bürgernester breiteten, ließen goldene Blättchen hinabquirlen, und die Kinder spielten um ihr abgetretenes Wurzelwerk und schnellten ihre lustigen Schreie ganz unverkümmert ins Blaue hinein, als hätten sie eben nicht jetzt drei, vier Tage lang auf der Schwelle hocken und warten müssen.

Es war ein Jubilieren in der Luft und schimmerndes Funkeln im Blattwerk und Gras und auf den alten, uralten Dächern dieser verschlafenen, einst so mächtigen Stadt, deren Vergangenheit so stark ist, dass man es kaum begreift, wie das alles zusammenschrumpfen und so kleinbürgerlich werden konnte.

Doch da sind die trotzig, wuchtigen Patrizierhäuser und die mächtigen Mauern am Wall mit ihren vielen Auslugen, zumal an der Rosenstraße und am Schonekind.

Da steht noch der Burghof, von den sechsunddreißig Türmen der Befestigung der Kattenturm und das Osthofentor, hoch aufstrebend, mit Wehrgang und Erkern und seinen sorgsam aufbewahrten, vielen tausend Pfeilen aus der Soester Fehde.

Und man vergisst die ländliche Stadt, in der Kleines und Starkes, Gildenhäuser, Ritter- und Bischofssitz, nebeneinander stehen. Man sieht die Hofhaltungen der Könige, der beiden Heinrichs und Ottos und Friedrich Barbarossas. Man sieht das Wappenzeichen der Stadt, den roten Schlüssel auf weißem Felde, in den Hansatagen wohl bekannt. Namen ziehen vorüber: Soests Töch-

terstädte Lübeck und Reval, dann Nowgorod, Bergen, Riga mit seiner Soestischen Stube im alten Rathaus; man denkt an die Schrae im Stadtarchiv zu Soest, auf der sein altes Recht niedergeschrieben ist, das im dreizehnten Jahrhundert von Lübeck aus, die ganze Ostküste hinauf Geltung hatte. –

Viele stille Städte im geliebten Deutschland träumen und wissen kaum noch von ihrer alten Größe: Die Schritte der Menschen in einst lauten und volkreichen Gassen sind sacht geworden, und in den Gärten, zwischen Cyklopenmauern und steil-ragenden Giebeln blüht der junge Flieder, reift das Obst. Jenseits der Wälle duftet der Klee, rauscht das Korn und das Vieh grasst friedlich auf endlosen Wiesen. So ist es in Norddeutschland, so ist es in Soest – und die Menschen vergessen, vergessen.

Doch hier auf der Börde, zwischen den Häusern der alten Patrizier und der Kleinbürger zu Soest, sind Wahrzeichen aufgerichtet, die niemals schweigen, die hinauf ziehen. Das sind die Kirchen mit ihren Türmen. Die grünen Kirchen! Wer sie einmal sah und ein Herz im Leibe hat, der mag an vieles Andere denken, aber immer kehren diese köstlichen Kirchen wieder. Ein weiches, schimmerndes Grün vom Sockel bis zur Spitze, und blau liegt der Schleier auf den Dächern, und weiß, ganz weiß, hochgiebelig mit schwarzem Gebälk, reichen Schnitzwerk und Inschriften, stehen die Renaissance-Fachwerkbauten davor, deren Stockwerke übereinander hinweg lugen, eines breiter als das Andere. Und die schiefen Handwerkerhäuser, bunt getüncht, mit niedrigen Fenstern und ganz schmalen, zusammengeschobenen Schachteln, dass man meint, ihre Bewohner könnten sich nur gebückt durch die kleinen Zimmer bewegen. Und über allen, über stiller Behäbigkeit und Resten von Glanz, Glorie, Reichtum und Kampf, diese unvergesslichen Wahrzeichen, das Ehrwürdige, das Triumphie-

rendste und das Kapriziöseste: der Patroklidom, „Maria zur Wiese“ und „Maria zur Höhe“, und viele, viele andere. Gesegnete, grüne Kirchen, wie nirgendwo im lieben Deutschland. Nebelumzogen, sonnenbeglänzt, wie der nördliche Himmel es will. Unter tiefen Wolken in einer schweren und fruchtbaren Ebene, die sanft zu den Eichen- und Buchenwäldern des Sauerlandes ansteigt, oder unter jenem silbern flirrenden Blau, in dem der Gesang der Lerche heller klingt.

## Aus Briefen von Helene Ernst (1922)

Tante Clara war am Bahnhof und holte mich ab. Gleich um die Ecke herum fuhren wir nach Zehlendorf ab. Dort wartete der neue Onkel (Ernst Wendler). Ein richtiger „Gentleman“ vom Kopf bis zum Fuß, so ganz modern angezogen. Recht jugendlich, glatt rasiert und viele Schmissee. Er kommt mir nicht wie ein Onkel vor, vorläufig sagen wir ja auch noch „Sie“. Im Wesen ist er aber sehr nett, sehr höflich, aber nicht übertrieben. Bis jetzt gefällt er mir noch ganz gut.

Nun aber die Villa! So etwas wundervolles hatte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht mal vorgestellt. Sie liegt noch ziemlich aus Zehlendorf heraus, am Anfang des Grunewalds und mitten im Grünen.

Von Berlin merkt man überhaupt nichts.

Das Haus ist sehr groß mit einer großen Terrasse dran und einem weiten Garten mit vielen alten Bäumen. Die Lage ist einfach wundervoll. Und nun erst innen! Riesen Räume mit großen Flügeltüren, große Fenster und viele Erker und Nischen. Die Einrichtung ist sehr kostbar, viele alte Sachen.

Unten liegen das Esszimmer, das Musikzimmer mit einem prachtvollen Phonola und daneben Wendlers Zimmer und das von Tante Clara. Eins noch schöner als das Andere. Oben liegen die Schlafzimmer von Wendler und Tante Clara. Letzteres ist wie ein Märchenzimmer, gar nicht zu beschreiben. Daneben liegt das Badezimmer, das wie ein Salon eingerichtet ist. Oben sind die Kinderzimmer und ganz oben die übrigen Schlafzimmer. Ich schlafe auch ganz oben, überall fließendes warmes und kaltes Wasser und Heizung.

Bilder kannst du hier in Hülle und Fülle sehen, zum Teil gemalte von Ratzka und sehr viele von Schaeffler. Letztere

sind für meinen Geschmack entsetzlich. Ich sehe darauf nur bunte Kleckse und Dreiecke, die mit ganz verschobenen Menschen ein buntes Durcheinander bilden.

Das ist nicht mein Geschmack. Da besehe ich mir doch lieber die schönen Bilder von Ratzka, die hier auch genug herumhängen.

Mittags lernte ich Fritz Schaepler kennen, ein sehr netter, lieber Mensch, wir standen gleich du auf du.

Weil er so sehr nett ist, habe ich mich mit seinen Bildern auch schon etwas mehr befreundet.

Samstag morgen habe ich bei Tante Clara auf der Terrasse gesessen und Sonnenbäder genommen. Sonntagnachmittag und abends haben wir so recht gemütlich zusammen gesessen und uns was erzählt, dabei so'n bisschen geschnäpft und geraucht. Hier hört man doch viel Neues und Interessantes. Ernst Wendler kommt mit so vielen Leuten zusammen und hört da manches, er ist überhaupt ein sehr kluger Mensch und ein so vornehmer Charakter.

Freitag Abend hatten wir hier einen sehr fidelen Abend. Ernst war so ausgelassen. Er holte Wein herauf und da haben wir alle tüchtig getrunken. Vera spielte und Ernst fasste Tante Clara um und tanzte mit ihr durchs Zimmer auf die schöne Melodie „Auf den Sonntag freu ick mir“, was Vater ja auch immer spielt, wir haben Tränen gelacht. Gestern ist er nach Reutlingen zu seinen Eltern gefahren.

Im Laufe des Nachmittags war auch Ernst zurückgekommen, da haben wir abends noch gemütlich zusammen gesessen und ein Gläschen zusammen getrunken. Tante Clara und Ernst waren so zusammen, als ob sie sich wochenlang nicht gesehen hätten.

Ich war sehr gespannt auf das neue Personal. Die neue Hausdame sieht sehr vornehm aus, groß, mit schneeweißem Haar, einem schlichten, schwarzen Crepe de Chine-Kleid an, mit weißem Kragen und Aufschlägen. Sie

stammt aus sehr guter Familie, ist längere Zeit in Italien gewesen, spricht perfekt französisch und singt ganz entzückend, sie ist konservatorisch ausgebildet. Die neue „Mamsell“ hatte mittags eine glänzende Probe ihrer Kochkunst abgelegt, Bouillon mit Einlage, Filet mit Pommes frites und garniertem Blumenkohl, alles auf einer Riesenschüssel wundervoll zurecht gelegt, dann eine Zitronencreme, Tante Clara strahlte. Im Laufe des Nachmittags kam auch noch das neue Hausmädchen. Um halb vier holte ich Mally Ebert [Tochter des Reichspräsidenten Friedrich Ebert] von der Bahn ab, sie bewunderte auch die herrliche Wohnung. Es war ein sehr gemütlicher Kaffeetisch, die Köchin hatte einen feinen Kuchen gebacken. Die Gemütlichkeit wurde noch durch das viele Rauchen erhöht, wir hüllten uns ganz in Dampf ein.

Gegen Abend hat die neue Hausdame, Fräulein Volkmar, gesungen, aber so entzückend, wir waren alle begeistert. Sie sang viele französische Lieder, aber auch verschiedenes von Strauß.

Ernst war wieder ganz ausgelassen, er hat nachher noch mit mir getanzt, einen richtigen Dreher, wie man ihn in Süddeutschland viel tanzt. Für die anderen war das natürlich die reinste Theatervorstellung.

Für heute viele liebe Grüße von allen stets Deine Lene.  
Verwahrt bitte meine Briefe auf, ich möchte sie später mal lesen.



Porträt von Arthur Ludwig Ratzka (um 1910)

## Als wir Deutschland verließen (1923)

In der Nacht, bevor wir Deutschland verließen, stand ich lange auf unserer hochgelegenen Terrasse und sah in den Garten hinab. Voll Frieden und Schönheit lag er da, erfüllt vom eigenen Duft und überhaucht von den kühlen und herben Wellen, die vom Grunewald hinüberwehten.

Wie oft habe ich hier gestanden und immer war es Beruhigung und Sammlung. Ich litt an unserem Vaterland und all dem Trüben und Verbrechen, was aus dem erkrankten, deutschen Volk hervorbrach. Irgend einen Ausweg haben musste ich in Stille und Reinheit. Das war unser Garten. Der Garten mit den großen Bäumen und der weiten Rasenfläche, die Lindenallee, die ihn durchschneidet, – wie wundervoll war sie, als sie blühte – und die vielen Rosen an der Südseite unseres Hauses.

Als nach diesem kalten Frühling 1923 endlich einmal die Sonne kam, war unser Rosengarten wie ein Wunder. Kaum sah man das Laub vor lauter Blüten. Große, blassrosa Rosen auf den Längsbeeten, gelbweiße auf den Querbeeten und in der Mitte das große, dunkelrotflam-mende Herz. Lindenblüten und Rosenduft, das ist für mich mit unserem Heim in Zehlendorf verbunden. Eine alte Barockstatue hätte ich gern für unseren Garten gehabt, doch es war ja fast ein sündhafter Gedanke in unserer trostlosen Zeit.

Und da war unser schönes Haus. All die alten Möbel, die herrlichen Bilder und Porzellane, in der Vitrine wertvolle Stücke aus vergangenen Zeiten.

Mein Arbeitszimmer mit dem bunten, bayrischen Hausaltar, auf dem ich Kerzen anzündete, wenn mir danach ums Herz war, und unten die große Bibliothek in meines Mannes Zimmer. Dieses Zimmer, ich werde es nie vergessen. Wie viele Stunden haben wir dort über alles gesprochen, was uns bewegte. Draußen wurde es schon

bleich, und immer noch saßen wir beisammen. Oder mein Mann ging unruhig umher. Es ist schwer, tatenlos zuzusehen, wenn der Wille zur Tat brennt. Unser Garten und unser Haus, das war eine Wohltat, ein Atemholen. Aber am meisten liebten wir unsere Bäume.

Sehr einsam haben wir draußen in Zehlendorf gelebt. Und wenn ich doch einmal in Berlin sein musste, so freute ich mich auf das Heimkommen. Das war die Insel.

Jetzt denke ich, es war alles das, was wir in Deutschland geliebt haben und was untergegangen ist. Die guten, alten Traditionen, das Sichere, Gepflegte und doch Einfache, diese Harmonie in allem.

Niemals in meinem Leben habe ich mehr sein wollen, als ich bin. Ich war mir mit allem, aus dem ich stammte, gut genug. Ich hatte mich nicht mit Dingen umgeben, die nicht auch im Besitz meiner Vorfahren hätten sein können – und zum Teil auch waren – und nicht mit Absonderlichkeiten. Alles das, in dem ich lebte, war mit mir verwandt.

Was man von draußen in ein solches Heim hineinträgt, ist aufgewühlt, zerquält, die Harmonie ist zerbrochen. Und doch habe ich mich an die schönen Dinge geklammert: Dies Heim, es sollte unzerstörbar sein.

Während ich auf der Terrasse stand und in unseren Garten blickte, über die dunklen, weichen Linien des nahen Waldes hinweg, hochoben die ewige, sternüberglänzte Ruhe, da wusste ich, all das, was ich zusammengetragen hatte und liebte, das steht in den unteren Räumen, übereinandergetürmt, staubbedeckt da, und morgen kommen polternde Männer und reißen auch hier oben alles auseinander.

Das Heim, die Vergangenheit ist zerstört. Es ist wie Deutschland, zerrissen, beschmutzt. Und wann soll das Gute wiederkehren? Ich weiß es nicht. Nicht von unserem Heim, nicht von Deutschland.

Wir gehen nun nach England. Mein Mann ist Legationssekretär an der Londoner Botschaft geworden. Für ihn beginnt der Weg. Ich schließe den meinen, ersten, langen Weg.

Damals hatte die Zeit noch mütterliche Augen, ihr Herzschlag ging ruhig. Das steht in meiner „Familie Brake“. Man hat diesen Satz herausgeholt, und wie ein Motto über mein Buch gesetzt. Ich habe mich darüber gefreut, denn während ich schrieb, war ich in die mütterliche Geborgenheit einer Zeit versunken, die ich zerrinnen sah, und die ich in Liebe und Dankbarkeit festhalten wollte. In einem Buch, das meiner westfälischen Heimat gehören sollte, musste ich das Gute niederlegen. Man sollte es sehen, nach langen Jahren noch. Man sollte die Wärme spüren. Familiensinn, herzhafter Humor, alte Gebräuche, Stadtbilder, das sollte zusammenklingen als Heimatmelodie, ich glaube, es ist mir gelungen. In meinem Heimatbuch steht auch der Satz „Die Zeit ist vergangen, sie kehrt niemals wieder“: So ist es. Deshalb sage ich auch: Ich schließe meinen Weg. Ich höre nicht auf zu leben, oh nein! Lange und stark möchte ich leben und arbeiten. Wenn ich nicht mehr arbeiten kann, dann soll man mich begraben. Ich beginne einen neuen Weg, den Weg, den ich mit meinem Mann gehe.

Hinter mir liegt die Heimat, liegen Garten und Haus, liegt die viel größere Heimat: Deutschland. Jenes Deutschland, das ich liebte, das tüchtige, intelligente, zuverlässige, fleißige Deutschland und jenes weitaus schönere Land der Musik, der Dichter und Maler. Nicht anders wie in Schmerzen kann man an dieses Land denken. Und dennoch: Der Weg geht vorwärts.

Wer zuviel zurückblickt, verliert seine Kraft.

Wir fahren in die Nacht hinein. Eine Weile noch standen wir am Fenster und sahen auf das verschwindende Berlin, das mit dem Typ der Neureichen, mit der grellen Derbheit des Straßenlebens, der Verbissenheit und

Feindschaft auf so vielen Gesichtern eine fremde Stadt für mich geworden war. Berlin hat lange Jahre hindurch viel Reiz für mich gehabt. Sein Tempo, seine Sauberkeit und Helligkeit. Und überall die frisch angepackte und zur Vollendung gebrachte Arbeit – das hatte Zuverlässiges, Frohes. Und ich liebte die Erinnerung an das alte, einfache Preußen. Die schwerste Erinnerung, die ich mitnahm, waren die angstvollen Augen der abgehetzten Menschen aus einstmaligen guten Schichten.

Wir waren durch und durch müde, dass wir uns bald hinlegten. Da ich in Eisenbahnwagen nicht schlafen kann, hörte ich die Namen aller der deutschen Städte auf unserem Weg. Am Morgen gegen acht Uhr kam dann Münster, meine Heimatstadt. Hier habe ich meine ganze Jugend verbracht, hier steht unser Elternhaus, und hier liegen mein Vater und meine Mutter begraben. Zwei Menschen ruhen neben ihnen, die mir ganz nahe geblieben sind, meine Großmutter mütterlicherseits und eine junge schöne Schwester meiner Mutter, die früh gestorben ist. Meiner Großmutter habe ich in „Juliane“ gedacht und meiner entzückenden jungen Patentante immer wieder, wenn ich ein lebensvolles Wesen gestalten wollte, feinnervig und heiter. Zwei meiner Geschwister mit ihrer Familie wohnen noch in Münster, und oft beneide ich sie, dass sie von dem unauslöschlichen Zauber dieser alten, herrlichen Stadt umgeben sind. Wenn auch hier Krieg und Revolution vieles verändert haben, es ist immer noch das köstliche und schöne Münster mit seinem Hang zur Behäbigkeit und seinen sturen, selbstbewussten Menschen. Alles Enge sei ihnen verziehen – sie sind Westfalen! Im Vorüberfahren habe ich sie begrüßt und alles, was ich dort liebe. Wenn ich auch die Kirchtürme und Giebelhäuser nicht sah, ich wusste, sie liegen wohlverwahrt im Kranze der golddurchfunkelten Linden. Möge es immer so bleiben. Oft denke ich, wenn das Alter kommt, ziehe ich in meine Heimatstadt, in ein

schlichtes, diskretes Patrizierhaus, am liebsten aber in einen Hof, nicht weit vor den Toren. Er muss mächtige Bäume haben und einen sonnigen Garten, dann wäre ich glücklich. Bin ich es jetzt nicht? Oh ja, aber auf ganz andere Art.

Mein Mann war so lieb, er freute sich, mich in London zu haben – er war wochenlang allein hier gewesen – und auch ich war voll Freude und Dankbarkeit. Es war uns, als ob unser gemeinsames Leben jetzt erst anfinge, nach drei Jahren Ehe. Wir waren von allem losgelöst. Doch die Hindernisse auf meinem neuen Weg warteten schon. Mein Mann hatte auf ein ganzes Jahr eine möblierte Wohnung für uns gemietet, an die ich nicht ohne Beklemmung dachte. Schon von Berlin aus fragte ich an, ob nicht etwa ein Kolonialwarenhändler mit Heringen und Petroleum oder gar ein Fischhändler unten im Hause wohnte. Es ist nun einmal so, dass mein Mann ein „rauer Knecht“ ist. [...] Meiner Erfahrung gemäß hätte ich meinem Manne also niemals überlassen dürfen, ein Heim für uns auszuwählen. Doch das wahrscheinlich unsterbliche Idealbild eines Mannes, das ist in höchst altmodischer Weise mit mir.

## Londoner Skizzen (1923-1926)

### London wird umgebaut

Ein junger deutscher Diener war sehr enttäuscht von London.

Er erzählte, er hätte gelesen, London würde gänzlich überdacht. Allerdings, es ist phantastisch sich so etwas vorzustellen, dieses riesenhafte London, das ja sozusagen nicht in die Höhe sondern in die Breite geht, zu überdachen: Der junge Rheinländer musste enttäuscht sein. Übrigens hielt er es für einen guten Plan, denn er hat bis jetzt zehn Wochen täglichen Regen erlebt. Der graue Dunst machte ihn allerdings stutzig, und er meinte, die offenen Kamine müssten zunächst einmal verboten werden, damit die unzähligen, schwarz-rauchenden Schornsteine über ganz London fortfielen. Den Plan der Überdachung; er hatte immerhin in seiner rheinischen Zeitung darüber gelesen.

Nun, so ausschweifend ist es ja nun nicht, und doch ist es nicht zu viel, wenn er sagt: London wird umgebaut. Da ist zunächst einmal die große Geschäftsstraße, die Regentstreet, die etwa der Berliner Potsdamer Straße entspricht. Wer sie vor drei, vier Jahren gesehen hat, erkennt sie nicht wieder. Da gab es altmodische Häuser mit Arkaden und andere mit anspruchslosen, flachen Fronten und kleinen Fenstern, ganz niedrige Häuser und Ruß-geschwärzte – das ist vorüber. Ein Kaufpalast am anderen, Riesenfenster, heller Sandstein, elegant und neu von oben bis unten, und oft recht gut, sehr ähnlich der allerdings noch weit pompöseren Fifth Avenue in New York. Dieser ist die neu erstandene Regentstreet wohl nachempfunden. In der Regentstreet stand noch vor zwei Jahren das altbekannte Liberty Haus, der auch in Deutschland wohlbekanntes Seidenfirma. Doch hinter

diesem Hause in der nächsten Längs- und Querstraße (das Liberty Haus ist ein Eckhaus), wuchs bereits ein viel-giebeliges Haus im Tudorstil aus dem Boden, gelblich mit dunkelbraunem Gebälk, und von ihm aus wird jetzt ein Bogen über die Längsstraße gespannt, zu dem Riesenbau an der Regentstreet. Er ist hell, hoch und modern, wie all die vielen neuen Geschäftshäuser.

Bisweilen untertunnelt auch ein Kaufhaus die Straße, so dass in einer Hauptverkehrsader ein und dieselbe Firma rechts und links ihre unterirdisch-verbundenen Häuser hat. In der Regentstreet steht das neue Modellhaus, das Englands Modeindustrie von Paris unabhängig machen will. Diese Botschaft hört man wohl, doch es fehlt der Glaube. Jedenfalls ist es ein großzügiges Unternehmen. Und dort wo die Regentstreet auf den Picadilly-Circus stößt, diesen ewig verkehrsdurchdrängten, runden Platz, entsteht jetzt der stolze Neubau eines der ältesten Londoner Kaufhäuser, dessen zweite Front an der Picadillystreet liegt. Einstmals, zur Großmütterzeit, spielte sich hier eine romantische Geschichte ab: Eine junge Aristokratin fuhr mit ihrem Verlobten in der Regentstreet vor, in hohem, leichtem Wagen, der Lord Soundso kutscherte selbst und wartete dann draußen, während seine Braut in dem Geschäftshaus noch einige Einkäufe zur baldigen Hochzeit machte. Es dauerte eine Viertel-, eine halbe, eine volle Stunde, und der Verlobte wartete immer noch, zuletzt mehr ungeduldig als liebevoll. Derweil war seine Verlobte längst auf der anderen Seite des Kaufhauses in einen anderen leichten Wagen zu einem anderen Mann eingestiegen und auf und davongefahren – zur stillen Trauung. Es schien die einfachste Lösung zu sein.

Allerlei hübsche Geschichten hingen um die alten Häuser; doch das wird nun mit einem Schutt fortgeschafft. Weiter herauf an der Picadillystreet, gegenüber dem Green Park, stand lange, sehr lange Zeit das hochragende

Eisengerüst eines begonnenen Hotelbaues. Im Volksmund nannte man dieses merkwürdige Ding: birdcage, den Vogelbauer. Jetzt hat sich ein Amerikaner gefunden, der diesen Vogelbauer in ein elegantes Hotel verwandelt. Und fast nebenan wird ein riesiger Block ausgebaut, so groß, dass man Straßen hindurchlegt; da stand noch vor zwei Jahren, in tiefen, grünen Gärten, das alte ehrwürdige Devonshire-Haus. Das Reisebüro von Cook schlägt hier sein Hauptquartier auf, ein großes Restaurant ist geplant und eine Reihe von Automobilgeschäften.

Ähnliches kann man am Hyde Park sehen, wo die großartige Besetzung des verstorbenen Lord Leverhulme aufgeteilt wird, das bekannte und schöne Grosvenor-House, mit seinen Wiesengründen und Gärten. – Bis tief in die Altstadt, die eigentliche City hinein, ziehen sich die Neubauten. Zunächst am Travalgar Square das neue, leuchtende Canada-House, in klassischem Stil mit hohen Säulen, und dann weiter hinein ins Getriebe die Bankbauten, Midland- und Westminsterbank und vor allem: die Bank von England. Unansehnlich, niedrig und doch ehrwürdig steht sie an der Straßengabelung. Man lässt dieses Alte, wie es war. Doch aus dem sehr großen Binnenhof wächst der Neubau hervor. Es wird ein starker, hoher Block. Selbst unter den Speichern an der Themse rührt es sich, ihre Alterspatina kann sie nicht schützen: Es ist die neue Zeit. Eine neue Zeit, die in zwei, drei Jahren, diesen letzten Jahren, gewaltig-fortschreitend ganz Neues schuf.

Überflüssig zu sagen, dass es neue Kinos gibt, wohin man kommt. Die hervorragendsten Lichtbildtheater sind die Amerikanischen. Das ist vor allem „Das Capitol“, eine Schwester des ganz außerordentlich großen und komfortabel-modernen Capitoltheaters in New York und dann das jetzt vollendete Plaza-Theater, so getauft nach New Yorks größtem Hotel. Der amerikanische Film schafft sich seinen Weg. Im Plaza-Theater ist die neue Attraktion die sogenannte Millionärsreihe, bequeme Klubsessel,

nicht allzu viele, die oben im ersten Rang an der Rampe stehen. Und gute Reklame macht das Plaza-Theater. Überall, an den Omnibussen, in der Untergrundbahn, an Baugerüsten kann man lesen: „Start saying Plaza!“ Gewiss, wenn jedermann schon einmal damit beginnt, an dieses „letzte Wort“ auf dem Gebiete des Londoner Kinos zu denken, sich seinen Namen einzuprägen, dann kann es bei der Eröffnung nicht fehlen.

### Nach elf Uhr abends

Es läutet verlockend: nach elf Uhr abends! Vielleicht auch abschreckend, denn Schlimmes könnte zu erwarten sein. Man denke, es ist eine Welt-Großstadt!

Um elf Uhr abends liegt der Durchschnittslondoner zu Bett. So ist es. Elf Uhr ist die Polizeistunde, doch von halb elf an fängt es schon an ungemütlich zu werden. Die Kellner beginnen dringend die Rechnung hinzulegen, aufzuräumen.

Um elf Uhr begibt sich der Londoner, der nicht nach Hause trollt, in seinen Klub. Nicht nur Männerklubs, auch Frauen- und Tanzklubs sind nach elf Uhr abends noch gut besucht, aber Alkohol bekommen sie nicht, diese Leichtsinnigen, die nicht den Weg ins Bett finden! Es nützt nichts, ob die Sektflasche noch halbgefüllt auf dem Tische steht, schlägt die Uhr elf, oder an bevorzugten Orten zwölf – man denke: Mitternacht! – dann nimmt der Kellner die Flasche und trägt sie ganz einfach fort, mitsamt den Gläsern, auch in den Clubs.

Nicht einmal ein Café ist offen, eine Bar, eine Bodega; um elf Uhr ist alles still und dunkel. Halt, nein, nicht alles. Freudig entdeckten wir, dass eine Austernstube bis zwölf Uhr eine kleine Nebenstraße beglänzte.

Da wir eigentlich nur Durst hatten, fragten wir den frischgebügelten, weißen Mann hinter dem Ladentisch, ob man

noch einen Schluck trinken könnte, wenn man Austern esse. Ja, es war gestattet. Das war fast wie ein Wunder! Dieses einfache und altmodische kleine Lokal, das blank an der Straße lebte, weiße Kacheln ringsum, einen Glaskasten mit Goldfischen im Fenster, es durfte uns einen Labetrunk geben. Kindisch, sich darüber zu freuen, nicht wahr? Aber man freute sich eben.

Der weiße, gebügelte Mann öffnete geschickt die ganz frischen Austern, schiebt die dünnen, braunen Brotscheiben mit Butter hin und eine Batterie von kleinen Gefäßen mit verschiedenem Pfeffer, verschiedenen Saucen, alles ganz einfach, volkstümlich, doch – wie gut!

Man steht vor dem Ladentisch. Stühle gibt es nicht. Vor einem jedem Platz hängt auf einer Rolle ein schmales Handtuch. Trinken kann man allerlei. Wir sind allein, es ist kurz nach elf Uhr.

Doch dann kommen sie, die Habitüés, Klubleute im Zylinder mit richtigen Portgesichtern, rotglänzend über dem weißen Seidenschal, junge Menschenkinder, die gerade getanzt haben, einfache Männer von der Straße, doch nichts was etwa mit der Halbwelt zu tun hätte, alles ganz bieder, bürgerlich. Es geht aus und ein in dem kleinen Austernlade, aber wirklich voll oder gar laut oder drängend wird es niemals.

Draußen auf der Straße ist völlige Nacht. Vereinzelt kommen Schritte vorüber. Es geht ja auf Mitternacht!

Und draußen gibt es noch etwas anderes, weit mehr besucht als unsere Austernstube: die Bars auf der Straße. Wagen, deren eine Längsseite als Tisch heruntergeklappt ist, vom Zeltdach überspannt. Im hell-erleuchteten Innern des Wagens steht der Inhaber und schenkt eifrig aus, Tee, Kaffee, Limonade. Dazu kann man Butterbrote mit verschiedenem Aufschnitt und Kuchen haben. Auch hier stehen oft genug Männer mit dem Zylinder auf dem Kopf, Mädchen in Tanzschuhen. Diese Wagen sind, so glaube ich, die am längsten geöffneten „Restaurants“.

Wohlvollend betrachtet sie der Schutzmann, der immer und überall zum Londoner Straßenbild gehört.

Ganz gewiss gibt es in einer Stadt wie London nächtliche Stätten, die bis zur Morgendämmerung heimlich erglühn. Man kennt sie nicht. Vielleicht wird die Polizei um sie wissen, ganz sicher wohl, doch man kennt sie nicht.

Wenn der Provinzler nach Berlin kommt, so geht er mit seiner Gattin in Lokale, wo „jene Damen“ – kurz, in das Sündenbabel. Derartige Vermischungen gibt es hier nicht, auch nicht auf Tanzböden, auch nicht Tisch an Tisch in sonst guten Restaurants. Hier bleibt alles nach Möglichkeit hübsch unter sich. Wo „jene Damen“ ihre Stammlokale haben, wo sie blühen und gedeihen, das weiß ich nicht.

Um elf Uhr begibt sich London zur Ruhe.

### Englisches Heim

Wenn ich nicht in der vierten, möblierten Wohnung säße, würde ich mir kaum ein Urteil bilden können, doch auf je eine ausgewählte Wohnung kommen mindestens zwanzig gründlich Besichtigte.

Man ist hier nicht so ängstlich, der Engländer überlässt seine Wohnung mit allem was darin ist, oft sogar Leinen und Silber, einem Mieter, und begibt sich auf Reisen. Auf Wochen und Monate vermietet er sein Heim. Das ist ganz alltäglich, man kann überall derartige Wohnungen haben. Das ist aber kein Grund anzunehmen, das englische Heim wäre nicht hübsch und individuell. Keineswegs! Man kommt in die Wohnungen hinein, in denen man sich sogleich mit Behagen niederlässt.

Den Wohnungskomfort wie in Deutschland kennt man hier allerdings nicht. Etagen mit Zentralheizung und Warmwasserversorgung sind relativ selten, Parkettfuss-

böden werden ganz besonders hervorgehoben, Anschlüsse für Vakuumpreiniger, Safes, Müllschlucker, Doppelfenster gibt es hier überhaupt nicht und ineinandergelagerte Räume höchst selten.

Das typische Londoner Wohnhaus der englischen, guten Mittelklasse ist hoch und schmal und wird nur von einer Familie bewohnt. Diese Häuser machen den Eindruck, als sei die Straße erhöht worden, denn der untere Stock, das sogenannte Basement, steht in einem ausgemauerten Loch. Hier sind die Wirtschaftsräume, einschließlich der Küche. Man sieht gegen eine, oft knapp vor dem Fenster stehende, Mauer. Im ersten Stock ist dann das Speisezimmer und bisweilen noch ein zweiter Raum, im zweiten Stock der große Drawingroom und im dritten und vierten Stock sind die Schlafzimmer.

Ein solches Haus ist natürlich sehr schwer zu bewirtschaften. Immer noch sind in allen Räumen die offenen Kamine, und zwar mit Kohlen geheizte Kamine, die sehr traulich aussehen, aber viel Arbeit und Schmutz machen. Doch der Engländer ist gar nicht so anspruchsvoll! Die Schiebefenster schließen schlecht, unter der Tür her zieht es, doch er sitzt im herrlichbequemen Sessel am Kamin und ist zufrieden.

Die deutsche Hausfrau der guten alten Zeit würde sich nicht leicht an das englische Heim gewöhnen. Was würde sie ohne Keller und ohne Bodenräume anfangen? Was ist mit ihren Vorräten? Wir sind die reinen Hamster gegen die Engländer. Sie haben weder soviel Leinen und Geschirr noch so viel Leibwäsche und Kleider wie die Deutschen der Vorkriegszeit. Die Engländer, auch die Frauen, reisen sozusagen mit viel leichterem Gepäck durchs Leben, als wir. Sie machen sich auch nicht so viele „häusliche Pflichten“. Aber sie verstehen sich auf einem gewissen, häuslichen Charme.

In diesen vielen, möblierten Wohnungen, die ich sah, traf ich niemals auf gänzlich geschmacklose Zimmer,

doch oft blickte man in einen Raum hinein, der überaus anziehend und eigenartig eingerichtet war. Mit einfachen Mitteln, oft nur durch Farbzusammenstellungen, wird Schönheit und Behagen herbeigezaubert. Und häufig sieht man feine alte Möbel, Uhren, Bilder, Porzellane. Es steckt nicht so viel Sorgfalt und Sauberkeit in diesen Wohnungen, wie wir es gewohnt sind, aber viel Kultur. Das englische Heim erscheint mir durchschnittlich reizvoller, das deutsche Heim solider.

Praktischer ist das deutsche Heim auf alle Fälle.

Sehr oft sah ich einen gedeckten Tisch im englischen Heim. Zur Mittagszeit, also zum Lunch, wird kein Tischtuch aufgelegt, doch eine ganze Anzahl runder Deckchen für Teller und Schüsseln. Sehr oft sind es Spitzendeckchen, unter denen dann kleine Hanfmatten liegen oder dergleichen. Man sieht auch bunte Häkeldeckchen oder rosa, gelbe, hellblaue ausfestionierte Deckchen aus Baumwollflanell. Meistens stehen Blumen auf dem Tisch und eine schön geordnete Obstschale. Das Essgeschirr ist sehr farbig dekoriert, die Gläser hübsch in der Form. Ein derartiger Tisch macht einen frohen und leichten Eindruck.

Entzückend ist die Teestunde mit all den reizenden Dingen! Und am Abend, zum Dinner, um sieben Uhr durchschnittlich, kommt der Engländer gut angezogen an seinen Familientisch. Auch dann sieht man häufig statt unseres konventionellen Tischtuchs eine Art gestickter oder farbiger Kaffeedecke, oft mit Spitzenbesatz.

Eine Besonderheit des englischen Heimes ist die Einteilung der Zimmer. Aus dieser Einteilung schon erkennt man die Stellung der Frau. Da ist immer der Dining-room und der Drawing-room, dieses ist das Hauptzimmer im englischen Haushalt und die Domäne der Frau. Ein Herrenzimmer habe ich niemals gesehen und auch nie den deutschen sogenannten Salon. Der Engländer begnügt sich durchweg mit zwei Reception-

rooms, wie er es nennt. Aber die Schlafzimmer! Das Schlafzimmer der Frau ist groß, und man kann wohl sagen, fast immer sehr gut, ja mit einem gewissen Luxus eingerichtet. Niemals fehlt der große Toilettentisch, häufig sieht man schöne, seidene Daunendecken. Das Schlafzimmer des Mannes ist spartanisch, nicht besser als man es in Deutschland früher dem halberwachsenen Sohne gab! Es ist auch stets der viel kleinere Raum.

Rein äußerlich haben die guten Wohnstraßen kein besonderes Gepräge. Haus an Haus ist fast oder ganz gleich, doch niemals sieht man überladene Fronten und sehr selten Geschmacklosigkeiten. Die Häuser sind einfach in Form und Farbe. Es mag Menschen geben, die das langweilig finden, auf mich wirken diese Straßen angenehm, ruhig und überall dort reizvoll, wo sie sich zu einem gründenden Square erweitern. Gewiss, vielleicht langweilig, doch auch vornehm. Die Menschen können ja Reichtum, Geschmack, Originalität in das Innere dieser Häuser tragen!

Zwei Dinge entbehre ich, die Häuser so freundlich machen, die vielen blumengeschmückten, deutschen Balkone und die hübschen Gardinen. Manche Wohnungen haben wegen des Rußes farbige, ja sogar schwarze Gardinen, meistens sieht man nur kurze Scheibengardinen.

Doch diese schmalen, hohen, kalten und unpraktischen Häuser haben sehr häufig etwas, um das man die Londoner beneiden könnte, nämlich den eigenen reizenden, kleinen Garten hinter dem Hause, von einer Mauer eingefasst, sodass man sich daheim fühlt. Und auf die Gartenkunst und auf Blumen verstehen sich die Engländer! Diese Häuser für eine Familie, diese Gärten, das mag auch ein stärkeres Heimgefühl geben, als das Wohnen in Etagen in großen Mietshäusern – aber es wird verschwinden. Man beginnt diese ganz gleichförmigen, hohen Häuser zusammenzuziehen, Wände zu durchbrechen und die arbeitssparende und komfortable Etage

einzurichten. Auch im hochkonservativen England beginnt die schnelle, neue Zeit. Doch die Kamine bleiben, selbst wenn man eine Zentralheizung einbaut. Und wenn es nur ein Schaustück ist.



*Ich bin mit meiner Arbeit so seltsam allein.*  
(aus einem Brief an Arthur Ludwig Ratzka, 1926)

## Reiseberichte aus aller Welt für den „Berliner Lokalanzeiger“ (1927-1928)

### Das auferstandene Palästina

Seltsam und eindrucksvoll ist es, von Athen nach Jerusalem zu kommen. In der Vergangenheit beider Städte ist Unsterbliches, und beide sind herabgesunken. Während man in Athen das Gefühl des Scheidens, des Vergehens hat, spürt man in Palästina und zumal in Jerusalem Leben, Aufblühen. Das ist das Werk des internationalen, großartig organisierten Zionismus. Ohne gut unterrichtet zu sein, stehen die meisten Menschen dieser Bewegung skeptisch gegenüber. Wer aber in Palästina war und sah, was bisher geleistet wurde, wer von vielen Seiten und von den verschiedenen Menschen ein Urteil hörte, der kann nur mit der Überzeugung heimkehren: Der Zionismus lebt und er soll leben. Hier will und wird ein Volksstamm eine Heimat haben und wenn er sie niemals aufsucht, der im tiefsten Grunde heimatlos gemacht wurde.

Wenn man gesehen hat, wie die Juden Jerusalems am Sabbat an der Klagemauer standen, beteten, schluchzten und die Wiederherstellung des alten Reiches Zion erflehten, dann fühlte man, das ist echt, ist tief empfunden und es war jeden Anstandes bar, dass Reisende hinzukamen und photographierten, Zigaretten rauchten und sich laut unterhielten. Erstaunlich nur, dass die alten, ehrwürdigen Rabbiner sie nicht vertrieben. Doch ich greife vor und gebe kein Bild von diesem Lande.

Unser Schiff lag in vollem Flaggenschmuck im tiefblauen Wasser, seine vielen, bunten Wimpel schillerten im golddurchwirkten Blau des Himmels. Das Meer war bewegt, mit hellen Schaumgirlanden überschüttet. Un-

ten legten breite Tender an, um uns hinüber zu schaffen, nach Haifa. Und gleich dieses, das leuchtende Rot der Gestalten da unten und der Uferstreifen mit den vielen Palmen und den flachen Häusern, das wirkte froh, belebend. Vom Tender ging es dann gleich in den bereitstehenden Zug! Die Engländer haben während des Krieges diese Bahn nach Jerusalem gebaut, und sie steht den englischen Bahnen in nichts nach. Sehr komfortabel, sehr sauber war alles. Als wir dann abfahren und sogleich einen Markt erblickten mit den phantastischen Gestalten, der Araber, mit Kamelen, Eseln und dem bunten Durcheinander der Waren, da wussten wir, das ist Orient, jetzt liegen Europa und westliche Kultur hinter uns. Das Gelände, gebirgig, öde, wie mit Steinen besät, zeigt dennoch eine ganze Reihe bearbeiteter und offenbar sehr fruchtbarer Strecken. Hier sind die kleinen Siedlungen, neu noch, primitiv – sehr tapfer sehen sie aus. Es gibt wenig Wasser und wenige Bäume. Der Eukalyptus stellt seine silbergrünen Sicheln ins Blau, und hartes kleines Gestrüpp sammelt sich in Vertiefungen. Hier haben Nomaden ihre Zelte aufgeschlagen, schwarz, langgestreckt. Die schweren Bahnen, aus Eselshaar gewoben, reichen nicht bis zum Boden, ringsum ist Tür. Die etwas auf sich halten, lehnen Matten an das Zeltdach, die anderen begnügen sich mit dürr gewordenen Eukalyptuszweigen. Die Kinder sind unentwirrbare Lumpenbündel. Die Männer schwarzbärtig, umwallt vom mächtigen, zerfaserten Mantel, ein flatterndes Tuch vom Turbanring hinab über Schultern und Rücken hängend, einen hohen Stab in der Hand tragend. Die Frauen sind von oben bis unten schwarz, aber meistens unverschleiert und alle laufen barfuss, Menschen und Vieh in einem Zelt – es hat sich nichts geändert. Und ganz wie zu biblischen Zeiten ist es der Holzpflug, der den fetten, rotbraunen Boden aufreißt, mit Eseln, Kamelen oder Kühen be-

spannt. Was möchte dieser Boden hergeben, wenn er erst einmal gut bearbeitet wird.

Dort, wo die Bahn nach Jaffa abzweigt, in Lydda, ist eine ältere Kultur. Man sieht es an den großen Orangen- und Olivenplantagen. Obst und Gemüse waren in Jerusalem ausgezeichnet und wurden in Massen angeboten. Zwischen Lydda und Jaffa, diesem zweiten Hafenplatz, liegt auch das neue, ganz von Juden erbaute, Tell Avif, was soviel heißt wie Frühlingsberg. Ganz amerikanisiert, aus dem Nichts heraus ist es entstanden, mit breiten Straßen, Gärten, gutgebauten Häusern, in denen kein moderner Komfort fehlt. Ein Wert, vielleicht fünf bis sechs Jahre alt, denn erst seit Palästina englisches Mandat geworden ist, wagt man es, das Geld der zionistischen Vereinigung anzulegen. Das aber geschieht nun in einem Tempo und in einer Weise, die Staunen erregend ist. Und wie viel Begeisterung und Idealismus steckt in diesem Neu-Gründen und Befestigen der alten Heimat. Sehr gebildete, junge Leute, aus Deutschland, aus Österreich sind nach Palästina gekommen, sagten mir leuchtenden Angesichts: „Hier will ich arbeiten, hier will ich sterben.“ Noch dem Letzten und Ärmsten steht ja dieser Weg offen, und eine umsichtige Organisation sorgt für Ausbildung und Fortkommen. Vom Kindergarten bis zur Universität, in Jerusalem wird jede europäische Erfahrung verwertet.

Jerusalem, dieser Name mit seinem vollen und tiefen Klang für uns alle! Es hebt sich aus dem umliegenden Gebirge, überragt von Höhenzügen, aus Uraltem und sehr Neuem gemischt. Die Geschmacklosigkeiten der letzten Jahrzehnte, der vorigen Jahrhunderte, sind dieser Stadt ferngeblieben. Das neue, deutsch-jüdische Viertel ist ebenso schön wie solid gebaut. Ganz einfach, der Umgebung angepasst mit vielen Gärten, so wie der Deutsche es liebt.

Das alte Jerusalem ist immer noch mit einer Mauer umgeben, die jetzt überall wieder hergestellt wird. Das neue

Jerusalem liegt vor den Toren, hat ausgezeichnete Straßen und moderne, gutaussehende Häuser. Elektrische Bahnen richtet man erst gar nicht ein, es gibt Omnibusse. Der Kern dieser Stadt mit seinen Basaren – ganz unentwerrbar erschienen die engen Gassen und Gewölbe – ist ganz unberührt von Neuem. Da sitzen die Händler wie einst und bieten ihre Ware feil, die Handwerker, die Garküchen, die Bäder, alles sitzt dicht beisammen. Esel, schwerbeladen, Kamele, durchschreiten die Gassen, das Menschengewimmel. Doch es ist nicht eigentlich laut, die Händler hier drinnen in den Basaren laufen niemandem nach, und die Kinder betteln nicht. Ganz anders wirken die Gassen, in denen die Juden lediglich wohnen. Da ist alles wie versteinert. Fensterlose Mauern, schmale, schmucklose Tore und wenige Menschen in den Straßen. Je näher man zur Klagemauer hinkommt, umso einsamer ist es. Diese Wohnungen sollen Höhlen nicht unähnlich sein. Seit die Engländer hier Vorschriften erlassen, werden die gesamten Wohnungen dieses Viertels alle drei Monate weiß gekalkt: Die Malaria soll stark zurückgegangen sein.

Die Erinnerungsplätze von Jerusalem und der Umgebung sind so reich, so mannigfaltig, so verquickt mit unser aller Kindheitsglauben, dass die meisten Menschen ein wenig enttäuscht sind, wenn sie die heiligen Stätten besuchen. Mir schienen sie rührend zu sein. Wenn man in Bethlehem unter dem Altar hinabsteigt zur Geburtsgrotte, wenn man in der Kirche der Kreuzigung und des Grabes verweilt, an der Himmelfahrt-Kapelle, den Ölberg hinaufschreitet, oder die uralten Bäume des Gartens von Gethsemane betrachtet, immer wieder drängen sich zwei Gedanken auf: Der eine gehört dem inbrünstigen Glauben, der diese Plätze seit Jahrhunderten umgibt, und dann ist da jener andere: Dass jeder Glaube gut ist und auf den gleichen Ursprung zurückführt, dass wir alle verbunden sind, ob Mohammedaner, Jude oder Christ.

Gerade dieses prägt sich uns fest ein. Wir gehen mit innerer Sammlung zur wunderbaren Omar-Moschee, die auf dem Platze des alten, salomonischen Tempels steht, wie wir zur Klagemauer der Juden oder zu einer christlichen Kirche gehen. „Es gibt nur einen Gott“, sagte unser arabischer Führer.

Die Stadt Jerusalem und ganz Palästina gehört somit weniger den Juden als den Arabern, und es heißt, sie wären keine guten Freunde. Die Araber beleben die Straßen, nicht die Juden, die hauptsächlich im alten Viertel wohnen, die malerischen Araber und ihre meistens ganz in schwarz gekleideten, verschleierten Frauen. Am letzten Morgen, bevor wir Jerusalem verließen, saß ich lange auf der Holzveranda des hochgelegenen Arabercafés am Jaffa-Tor, gegenüber der Burg Davids. Rechts und links von mir Araber, die ihre Wasserpfeifen rauchten und Mokka tranken, sehr heiß, süß und dick! Jenseits der ansteigenden, vom Lande in die Stadt führenden, lebhaften Straße ist eine Gebetsterrasse. Die Männer breiten dort ihre Mäntel aus, knien nieder und beten, nach Mekka gewandt. Neben ihnen her geht der Zug der Landleute, die ihre Produkte in die Stadt bringen, – disputierende Juden. Händler, Ordensgeistliche, – niemand stört den anderen. Nichts ist klein, oder gar lächerlich, alles ist selbstverständlich, reizvoll und in seiner Einfalt ewig.

Man liebt diese Stadt, weil sie voll von Symbolen ist und weil aus ihrer ehrwürdig-schönen Stirn die Hoffnung leuchtet.

## Indien – Dehli und Benares

Dehli, Sitz der englischen Regierung, wiederum eine Residenz, die glänzendste Stadt Indiens im modernen Sinne. Dehli, immer umkämpft, sieben mal zerstört. Nicht zerstört wie irgend eine andere Stadt, sondern sieben Mal hohe Kultur, Blüte, zunichte gemacht. Und jeder Eroberer ruhte nicht, bis neuer Glanz erstrahlte. Diese Zerstörungen und neues Bemühen ist der Stadt aufgeprägt. Fast liebte ich die Geschichte dieser Stadt mehr als die Stadt selbst, die eine Mischung seltsamer Art ist, vor allem heute ist sie eine Schaustellung englischer Herrschaft. Das springt überall in die Augen. Hier ist das Wohnviertel der Engländer ganz anders als in Agra. – Es ist selbstbewusst bis zum Äußersten. Die neuen Quartiere strahlen. Reich sind sie, blank, im Schutze mächtiger Regierungshäuser liegend, und diese sind so übermächtig ausgedehnt, dass ein Europäer lächelt. Erbeutete Kanonen überall. Der Hindu liegt im Staub, er staunt – wie könnte er anders? Der „Tommy“ ist wie frisch aus der Schachtel genommen, auch er strahlt, sein roter Rock, sein rotes Gesicht, seine weißen etwas vorstehenden Zähne, sein Gold und seine Stiefelspitzen. Der Hochländer strahlt, sein kurzer Faltenrock steht steif. Seine blanken Knie, seine kecke, kleine Mütze! – wie aus der Schachtel genommen. Und diese Pferde! Bravo, bravo! Wohin man auch sieht, der Engländer versteht es zu repräsentieren, er kennt seine Leute. Und alles sieht so herrlich selbstverständlich aus. Auf einem Bahnsteig, voll von Menschen, begannen zwei junge, englische Burschen im Poloanzug (in Indien viel getragen) Fußball zu spielen, als wären sie allein auf der Welt. Der Europäer lächelt –  
Das alte Dehli liegt anderswo, ist unter Trümmerhaufen begraben, die immer noch köstlich sind. Von den Moscheen, Palästen, Ruinen will ich nicht erzählen, es wäre eine Häufung von Dingen, die dennoch niemand richtig

sieht, dessen Augen all das nicht richtig aufnehmen. Was nützt es, große Worte zu gebrauchen?

Doch wir wollen durch die Straße der Inder gehen, die berühmte Chandni Chowk, von der aus sich das dunkle Geäder der eingeborenen Gassen in unbetretene Gebiete verliert. Der Engländer lässt die Hindus leben, wie sie wollen. Chandni Chowk liegt heiß in der Sonne, von Staub umwirbelt, voll von Menschen und Wagen. Rechts und links, an den Fußsteigen entlang, liegen die vielen Geschäfte, die Handwerker, die Händler mit Messingwaren, Seide, Elfenbeinschnitzereien, Schmuck (meistens aus Böhmen!) Stickereien, Schals – verwirrend. Die Häuser allesamt einstöckig, ohne Front. Man sieht hinein. Ein, zwei Stufen hoch sind sie über dem Fußsteig. Wer aber sind die Herren des flutenden Verkehrs? Die heiligen Kühe. Hier sah ich sie zum ersten Male. Sie zotteln langsam dahin. Fahrweg, Fußsteig, Ladeneingänge, Auslagen – das stört sie nicht. Mitten auf dem Fahrdamm liegen sie, und die Automobile machen einen Bogen. Quer vor dem Eingang des Händlers behagt es ihnen gerade, niemand vertreibt sie. Hellgrau, schwer, gemütsruhig bewegen sie sich im Menschengewühl. Eine von ihnen war bekränzt, mit jenen Blumen und Girlanden, die man nahe dem Tempel kaufen kann. Kein Blatt, Blüte an Blüte aufgereiht, grell, meist orangefarben. An einer Straßenkreuzung steht ein Schutzmann, dunkelhäutig, ganz wie in London den Verkehr regelnd, nicht die Kühe, bewahre! Weshalb sind sie heilig? Weshalb gerade diese und nicht die anderen? Eine einfache Erklärung. Wegen der Priester. Es war nicht so von allem Anfang an. Die Priester machen es den Hindus klar, auch dem ganz kleinen Mann, dass er, falls er zwei, drei Kühe hat, wohl daran täte, eine den Göttern zu schenken. Sie muss gewiss „heilige“ Abzeichen haben, aber diese sind so häufig, wie Kerne in einem Apfel. Die Hindus sind Vegetarier, vermutlich aus Armut, die Priester

nicht. Sie sollen außerdem einen ganz hübschen Kuhhandel betreiben.

„Heilige Kühe“ sind jedenfalls einträglich, nicht die „heiligen Affen“. Ihnen gehört ein Tempel ziemlich weit draußen. Die Tempel sind in dieser Anlage alle gleich. In der Mitte erhöht, der Sitz der Priester, kunstvoll eingelegt, umgeben von durchbrochenen Wänden, überdacht von emporwachsenden Türmen, die auf Säulen ruhen. Nicht ein einzelner Turm, fast immer ist es so, als wüchsen viele Türme mit rundwölbigen, oft vergoldeten Spitzen, zusammen. Um den hohen, meist recht ausgedehnten Sitz der Priester, läuft ein Rundgang, den auch der gewöhnliche Hindu betreten darf, nicht aber ein Andersgläubiger, Fremder. Von irgendwelchen Andachtsübungen, von Sammlung, Frömmigkeit ist nichts zu bemerken. Ganz anders als in mohammedanischen Moscheen, die religiös, oft genug erhebend und immer würdig wirken.

Also der Affentempel! (Sollte ich ihn in Benares statt in Dehli gesehen haben, so macht es keinen Unterschied!) Man kann auf den Umgang hinaufsteigen und in den Tempel und seine Vorhöfe hinabsehen. Um uns her springen Affen. Es ist erbärmlich schmutzig. Unten kauften die meisten von uns Affenfutter in kleinen Schalen und nun kommen die gefräßigen Grauen und langen danach. Sie benehmen sich genauso unpassend, wie überall. Neben dem Tempel ist ein großer Teich, in dem der Hindu sich reinigt, bevor er den Tempel betritt. Gegenüber Geschäfte mit „Andenken“. Der Teich war leer, die Geschäfte emsig, die Priester wohlgenährt, die Affen ungemein töricht. Sie sollen an Zahl abnehmen. Es kann den Affen unmöglich gefallen, zu „Heiligen“ gemacht zu werden, ihre ganze Natur sträubt sich dagegen. Benares, diese tief indische Stadt, war ein ganz anderes Erlebnis als Dehli, in dessen neuem Teil gut und elegant europäisch zu leben ist. Benares, das heißt zugleich Gan-

ges. Wir hielten uns gar nicht auf, fuhren sofort zu einem der Ghats, der breiten, flachen Treppen, die vom hohen Ufer zum Ganges führen. Wir mussten uns beeilen, denn die Leichenverbrennungen sowie die religiösen Waschungen beginnen mit dem Aufgang der Sonne. Da es geregnet hatte, war der Ganges gelbbraun. Breit und schwer, schwer auch von Tradition, schob er sich dahin. Jenseits ist Grün, ist Fläche, keine Häuser, diesseits, am ganzen Steilufer ist jeder Fleck von den Menschen genommen. Nicht nur die vielen mächtigen Ghats, die Bade- und Verbrennungsplätze, das alles ist gekrönt von Palästen, zwischen denen einzelne prunkende Tempel stehen. Der reiche Inder baut sich den Palast seiner alten Tage am Ganges, um angesichts des Stromes zu sterben, genetzt von ihm, an seinen Ufern verbrannt zu werden. Der arme Inder – tief im Innern des Landes – spart, hofft, und das Höchste ist die Wallfahrt zum Ganges, das Bad, das ihn reinigt und befreit.

Als wir ankamen, sah ich zufällig neben einem Turm, ein mir fremd scheinendes Gebaren und schnell ging ich hin. So sah ich denn ganz nahe, ungehindert, die Vorbereitungen zu einer Verbrennung. Es ist gar nicht abschreckend. Der Tote, ganz in weiße Tücher gehüllt, ist auf ein Brett festgeschnallt. Man sieht nur die menschliche Form. Er wird zum Ganges getragen, einmal untergetaucht, mit etwas bestreut, das wie Sand aussieht – vielleicht Erde der Heimat – und dann auf den Scheiterhaufen gelegt. Und selbst bei den Verbrennungen spielt Geld eine große Rolle. Der Reiche hat mächtige, ganz trockene Holzstöße, ist hoch umloht, der Arme muss sich kümmerlich begnügen. Bekanntlich sind wir auch im Tode nicht gleich, wo immer die Sonne scheinen mag.

Mit Mühe erreichte ich das letzte Boot, auf dessen hohen Verdeck Stuhlreihen für die Beschauer standen, ganz wie in einem Theater. Wäre ich Priester, ich würde es verbie-

ten. Aber vielleicht haben sie Aktien. Wenn man diese Äußerlichkeiten überwand, hatte der Blick auf die badende Menge Ergreifendes, fast mehr noch der Blick auf die riesigen Treppen, von alten oft herrlichen Bauten gekrönt. Man sah Pilgerzüge und bekränzte Büsser. Doch die Büsser ließen sich photographieren. Es war peinlich. Fast nackt, ganz mit Asche bestrichen, mit Blumen bekränzt, standen sie da, in erhabener Positur. Nachher riefen sie: „Backschisch!“

Das, all die vielen Einzelheiten, sahen wir nur auf der Rückfahrt, die Hinfahrt, in der Mitte des Flusses etwa, ließ uns jede Illusion, gab ein wundervolles ganz unvergessliches Bild.

Auf der Rückfahrt, nahe an den Menschen vorüber, sah man wirklich sehr Menschliches. Die Hindus badeten nicht nur, sie wuschen sich auch die Haare, bürsteten sich die Zähne – ob man es glauben will oder nicht – mit der Asche der Verbrannten, die in den Ganges geworfen wird, samt Knochenresten. – Vor allem massierten sie sich, Gesichtsmassage, Körpermassage, ganz ausführlich und sehr gut. Sie ließen ihre Nägel zurechtmachen und zeichneten sich, vor einem Handspiegel, die Abzeichen ihrer Kaste auf die Stirn. Herrlich gebaute Menschen sah man, besonders unter den Brahmanen, der höchsten Kaste. Jeder Badende wusch auch seine Kleider, d. h. das Tuch, das der Inder statt eines Beinkleides trägt. Er knetet es um die Lende (auch der reiche Inder), zieht einen Zipfel zwischen den Beinen hindurch, von vorn nach hinten und steckt ihn in das festgezogene Lendentuch. Dazu trägt er im höchsten Falle eine lose Jacke. (In Kalkutta, in der Gegend der Banken, konnte man diese Bekleidung in feinsten Seide sehen.)

Die Priester saßen unter riesigen, geflochtenen Schirmen. Auch Frauen badeten. An einigen Plätzen nur Witwen, denen man, freundlicherweise, den Kopf ganz kahl schert und die nicht wieder heiraten dürfen. Früher verbrannte

man sie mit dem verstorbenen Mann, und das soll auch heute noch vielfach vorkommen, nur dass es heimlich geschieht. Wer will das kontrollieren? Die Witwer jedenfalls lassen sich nicht verbrennen, scheren nicht ihr schönes schwarzes Haar und heiraten wieder. Sie haben, im Gegensatz zu Muhamedanern, nur eine Frau, die aber ist ihre Sklavin. Die indische Frau wird bis aufs Blut ausgenutzt. Doch sieht man sie auf der Straße, so ist sie bunter als ein Pfau, nur schöner in der Farbenzusammenstellung, als er, dem man hier so häufig begegnet. Nachmittags besuchten wir die Tempel. Das Seltsamste für mich war der Tempel des Ochsens. Lackrot lag er auf einem niedrigen Marmorsockel, die Augen traten ihm bedrohlich aus dem Kopfe. Blumen waren vor ihn hingestreut, dann kam, in einer Art Schrein, ein großer schwarzer Affe, seine Augen grelle, weiße und schwarze Ringe. Beide Bildwerke sollten Furcht einflößen. Und wirklich, man kann sich vorstellen, dass primitive Geschöpfe erzitterten. Die Priester nicht, soviel ist sicher. Sie haben überall einen wenig guten Eindruck auf mich gemacht, doch wir gingen ja über die breite Heerstraße. Von hier aus, und mehr noch von den Hafenstädten aus, wird diese Art Religion abbröckeln. Man kann sich nicht vorstellen, dass gebildete Inder – deren gibt es viele, – und Männer, die in den großen technischen Unternehmen arbeiten, Abbilder von Ochsens und Affen fürchten.

Etwas unsagbar Schönes war der Blick von einer Art Balkon oberhalb eines der vielen Tempel – sie liegen hier zusammengedrängt – auf die vielen kunstvollen Türme, zumal auf die des „Goldenen Tempels“. Sie erglänzten in Blau und in strahlendster Sonne, ganz mit Gold belegt, über und über verziert. Unten brodelte eine enge Bazargasse. Es war Indien, ganz und gar, fest geprägt. Nur eine kurze Weile war uns dieser Anblick vergönnt. Als ich dann, als letzte, die Tempelregion verlassen sollte,

wollte es mir nicht in den Sinn, ohne etwas Besonderes fortzugehen. Vor mir in der Halle des Goldenen Tempels hockte ein fetter Priester, neben sich eine alte Vase, eine von jenen aus Messing und Kupfer, mit denen sie das Gangeswasser herausholen. Ich sagte ihm, ich möchte seine Vase haben. Er sah mich an, schüttelte langsam den Kopf, wies zu den Basaren hin. Da tat mein Herz einen schnellen Schlag, ich nannte einen Preis. Gleichmütig schüttete er das Gangeswasser aus und reichte mir die Vase aus dem Goldenen Tempel. Das sah ein Bekannter, auch ein Nachzügler, er kaufte einen Blumenkranz, hing ihn mir um den Hals und so zogen wir durch die Basare. Ich immer die Vase im Arm.

### Honolulu

Um dieses Wort schwebt ein besonderer Zauber, auch wenn man die Hawaii-Inseln niemals gesehen hat. Doch wer an einem prachtvollen Tag, über den stillen Ozean hinweg – der etwas ungemein Verlassenes hat – am Hafen von Oahu anläuft, der glaubt wirklich das Paradies ausgebreitet zu sehen. Es gibt wohl keine Insel, die einschmeichelnder an Linien und Farben wäre, als O a h u mit seiner strahlenden Gartenstadt H o n o l u l u .

Unserm Schiff, auf dem neun Zehntel der Passagiere Amerikaner waren, wurde ein unvergesslich schöner Empfang bereitet. Die Hawaii-Inseln sind erst seit 1900 Eigentum der Amerikaner, sie sind ihr besonderer Stolz, das Lieblingskind. Und diese Liebe wird erwidert! Als wir anliefen, begrüßte uns eine Musikkapelle und ein Chor von hawaiischen Frauen, deren zaubervolle Stimmen und Lieder ganz gewiss heute noch in jedem, der sie hörte, fortleben. Kaum war die Verbindung mit dem Lande hergestellt, da kamen junge Mädchen, goldbraun, dunkeläugig, in frischen, weißen Kleidern an Bord und hin-

gen einem jeden von uns einen langen, duftenden Blumenkranz um den Hals. Und so geschmückt, unter tiefblauem Himmel, übergossen von Sonnenschein, wanderten wir in die Stadt Honolulu hinein. Am Tage unserer Ankunft hatte sie gerade ihren sogenannten Knabentag, an dem alles, von der Bürgermeisterstelle angefangen bis zum Straßenfeger, von den Knaben der Stadt besorgt wird. Weiße und braune Knaben, man macht keinen Unterschied, alle schmuck und sauber gekleidet. Diese beiden Worte, so banal sie sind, passen ganz zur Stadt Honolulu. Es gibt keine unsauberen Winkel, keine Eingeborenenviertel, alles ist übersichtlich und gepflegt. Durchquert man die Markthallen, so weiß man nicht, welchem Stand man den Preis zuerkennen soll! Doch alles dieses ist an sich nicht interessant, nicht jenes Märchenland, das man irgendwo in Honolulus Umgebung vermutet. In einem gewissen Sinne gibt es das gar nicht, da alles – so weit man auch ins Land hineinfährt – von den Amerikanern erfasst und gepflegt worden ist, mitsamt den Eingeborenen, die vor etwa hundert Jahren noch das hatten, was man bei uns als Steinzeit bezeichnet und die heute eine der schönsten Universitäten mit großem Sportgelände besitzen, die die neue Zeit ihren Söhnen und Töchtern schenkt. Gewiss, es gibt auch heute noch romantische Fischerdörfer und ländliche Siedlungen, aber irgendwo spürt man auch hier Amerikas ordnende Hand. Mein Chauffeur, ein Farbiger, sagte mir unaufgefordert, als ich Eingeborene vor ihren Häusern sitzend beobachtete: „Bei uns hungert niemand.“ Und wohin man kam, nirgendwo eine Stimme, eine Hand, die ein Almosen erbat, kein Kranker, kein Krüppel am Wege. –

Das Märchen Honolulu beginnt dort, wo sich die Stadt lockert und die blumenüberströmten Alleen, Gärten, Häuser am üppig-grünen Berglande liegen. Mauern und Zäune gibt es nicht, auch keine großartigen Villen. Blu-

menstreifen, eine niedrige Hecke, grenzen die Grundstücke voneinander ab. Bis zur Straße hin zieht sich der leuchtend grüne Rasen. Eine Amerikanerin, die in Honolulu lebt, sagte mir, die großen Häuser ließen sich nicht verkaufen, sie ständen häufig leer, nicht weil es an Geld mangelte, nein, in Honolulu lebt man so leicht und glücklich, so mit der Natur verbunden, dass man einen großen Haushalt als eine Belastung des schönen Lebens ansähe.

Und als ich sie darauf aufmerksam machte, dass alle Häuser unverschlossen seien, Türen und Fenster geöffnet, da sagte sie lachend: „So ist es auch nachts, hier stiehlt niemand.“ Dieses Nichthungern und Nichtstehlen, ist es nicht paradiesisch?

Vielleicht ist Honolulu immer mit Blumen überschüttet. Die ansteigenden Alleen und ihre Querstraßen waren zum Teil nach Farben benannt. In einigen blühten die Bäume gelb, in anderen rot, violett, blau, blühende Ranken liefen bis zu den Giebeln hinauf. Fast war es zu schön. Dieses „zu schön“, man dachte es oft! So unwirklich war alles, wenn man an eine steinerne Großstadt oder an das ausgedörrte Indien dachte. Die breiten, blumenumbrandeten Wege verloren sich oben am Berge, im weitausladenden, rauschenden Grün.

Die größte Schönheit Honolulus aber ist die Waikikibucht, an der das Royal Hawaiian Hotel liegt. Seit zwei Jahren erst sieht es mit seiner maurischen, über und über rosaschimmernden, Front auf die smaragdgrüne Bucht, und doch ist dieses Hotel schon der Mittelpunkt eines eleganten Lebens. Einen Badeplatz wie die Waikikibucht gibt es vielleicht auf der ganzen Welt nicht. Von weither kommen die weiß-gekrönten Wogenzüge in seine schöne Rundung hinein. Nach der einen Seite hin offenes Meer, an der anderen ein weicher blaugrüner Gebirgszug. In dieser Bucht hat sich ein besonderer Sport ausgebildet, den bisher nur die Eingebor-

renen völlig beherrschen. Sie schwimmen oder rudern weit ins Meer hinaus und kommen als Wellenreiter, stehend auf unten abgerundeten, vorn ovalgeschnittenen Brettern, zum Ufer zurück. Es sieht prächtig aus, wie die braunen Gestalten, immer vor dem Kamm der Brandung balancierend, über das farbige Wasser dahingleiten. Das überaus Farbige ist für Honolulu charakteristisch. Überall kehrt es wieder. Im Aquarien sieht man Fische, deren leuchtende Farben kein Maler wiedergeben kann. Bringt man diese Fische in ein anderes Wasser, so werden ihre Farben matt, selbst die Zeichnung lässt nach. In Booten mit gläsernem Boden kann man an bestimmte Stellen der Waikikibucht fahren und dort sehen, wie durch rote und rosa Korallenbäume diese unglaublich, wirklich märchenhaft bunten Fische schwimmen.

Auch die Vögel waren von einer intensiven Farbigkeit, doch die Eingeborenen haben sie ausgerottet. Im Museum sieht man die fabelhaften, faltigen Mäntel aus Vogelfedern und die riesigen Wedel, die bei feierlichen Umzügen umhergetragen wurden. Vögel von unerhörter Schönheit hat man in Massen eingefangen; ihre Federn sind die Grundlage zu dem einzig wirklich Originellen und Kunstvollen, was die Eingeborenen hervorgebracht haben. Sie selbst haben sich keine Originalität bewahrt: Wohlgebildete, überaus freundliche Menschen, die dennoch eines vielen anderen Volksstämmen voraus haben, ihre Musikalität und ihre wundervollen Stimmen. –

Abends war im schimmernden Hotel an der Waikikibucht ein Ball. Es flutete durch die riesige Halle und die Wandelgänge mit den strahlend-erleuchteten Läden, alles war lebhaft und fröhlich – Musik, Lachen, Pariser Toiletten, östliche Parfüms – und dann wurde es plötzlich still, es war wie verzaubert: Einige hawaiische Mädchen, einfache Zupfinstrumente am Arm, kamen in den Saal hinein und sangen ihre sehnsüchtigen Lieder.

Unmöglich weiter zu tanzen, Jazz zu hören. Man ging hinaus, ans Meer, dessen Strand der großen Welt gehört, seit Amerikas Hand diese Insel ordnet, dessen urweltliche Melodie aber – ganz als gäbe es keine mondänen rosa Hotels – in das alte, junge Menschenherz hinein flutet. Über den blaugrünen Bergeszügen und dem Meer stand der wundervollste Sternenhimmel, aus den tiefsten Gründen des palmenüberrauschten Gartens quoll Blumenduft, und in der Bucht schwammen und spielten auch jetzt noch, zur Nachtzeit, junge Paare, denen Honolulu, wie so vielen, eine Liebesinsel ist – Dennoch ein Märchen und fast zu schön.

## Abschied (1928)

Über sterbender Erde ein letzter Glanz,  
alles will Abschied nehmen.  
Es fallen aus meiner Liebe Kranz  
die leuchtenden Sterne  
und in der Ferne,  
in weiter Ferne,  
des Liebsten Schritt.  
Oh, nimm mich mit!

Nein, kehr nicht zurück!  
Man kann nicht zweimal scheiden  
und leiden, leiden.

Und war doch alles heiß von Blut  
und heiß von unserer Liebe.

Weshalb sollt ich wohl warten;  
mir blüht kein neuer Garten  
aus dürrer Sand.

Mir klingen keine Lieder, ich  
ziehe um meine Glieder ein  
grau Gewand.

Und lasse mich still begraben,  
wo alle die letzte Heimat haben.  
Ich bitte mich schmal in die Erde hinein  
und niemand soll mich rufen,  
ich kenne alle Stufen  
des Menschenleids.

Im Frühling sollen sie singen und wandern,  
sie sollen lieben und hoffen  
der Liebste darf nicht vorübergehn,  
er möchte meine Wunden sehn.

## Ausklang

Selbstbiographie (1922) für Franz Brümmer  
„Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten  
des 19. Jahrhunderts“ (1885 ff).

Berlin-Zehlendorf, den 10.06.1922

Sehr geehrter Herr Brümmer!

Ihr Wunsch ist groß. Ich gebe absichtlich niemals eine Biographie von mir her. Ich gehe somit niemanden etwas an, nur meine Bücher sollen sprechen. Mein Verleger, die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, hat eine kleine Biographie von mir, mitsamt Bild. Vielleicht wenden Sie sich an die D.V.A. in Stuttgart.

Doch da ich heute gerade einmal Zeit habe, kann ich Ihnen auch noch persönlich einiges berichten. Sie vermischen das dann vielleicht mit der Biographie der D.V.A.

Sehr bald hatte ich begriffen, dass man volkswirtschaftlich und historisch gründlicher gebildet sein müsste, um den Unterbau des Lebens, das ich um mich her sah, zu verstehen. Natürlich arbeitete ich sofort auch in der Frauenbewegung und auf sozialem Gebiete.

Leider war ich häufig krank und überarbeitet und noch heute leide ich an schlimmer Schlaflosigkeit. Dreimal machte ich schwerste Operationen durch und einmal musste ich zwei Winter wegen der Lunge in die Schweiz. Mittlerweile war meine Ehe endlich geschieden und ich heiratete 1912 einen Mann, mit dem ich gut Freund war – nicht mehr, nicht weniger, dessen Namen ich heute noch als Schriftstellerin trage. Im Jahre 1914 schrieb ich nach einer wundervollen Reise an die Adria, meinen ersten Roman „Blaue Adria“, der im Mai 1916 als Buch erschien. Jetzt hatte ich, was ich brauchte, eine ganz persönliche Arbeit. Vorher, 1912, machte ich den Doktor der Staatswissenschaften. Ich habe auch recht viel

Fachliches (früher schon) geschrieben, doch es freute mich nicht mehr. Es musste etwas Blühendes sein.

Zu diesem starken, seelischen Erleben und Schaffen kam dann noch das Größte: Ich fand den Menschen, dem ich meine Liebe geben konnte. Mein damaliger Mann, A.L. Ratzka, begriff, was mich bewegte, und was mir zur vollen Lebensentfaltung fehlte. Wir gingen gütlich auseinander und ich heiratete im September 1920 meinen jetzigen Mann, den Attache Dr. jr. Ernst Wendler. Da mein Mann Württemberger ist, lebte ich eine kurze Zeit in Tübingen; jetzt gedenken wir, wenn mein Mann nicht einem Rufe ins Ausland folgt, als Heimat unser Haus in Zehlendorf zu behalten.

Ich habe Ihnen ganz außergewöhnlich viel über mich gesagt und ich bitte, es in feiner, diskreter Art zu verwenden. Keineswegs wörtlich und so ausführlich. Sie haben eben nur mit diesen Blättern ein allgemeines Bild.

Nachruf  
von Elisabeth Altmann-Gottheimer (1929)

Als ich die verstorbene, heute durch ihre sechzehn Romane in allen deutschsprechenden Ländern bekannte Schriftstellerin Ratzka kennenlernte, hieß sie Frau Linzen-Ernst und studierte mit mir gleichzeitig an der Universität Berlin Nationalökonomie. Das war im Jahre 1904. Sie war damals zweiunddreißig Jahre alt, lebte mit einem Töchterchen aus ihrer ersten geschiedenen Ehe zusammen und unterschied sich von den übrigen Studentinnen, die damals noch fast allgemein dem kämpferischen Typus angehörten, durch die Tatsache, dass sie in Auftreten und Kleidung ausgesprochen „Dame“ war. [...] Wer Clara Ratzka in ihrer Studienzeit kennenlernte, der fühlte, wenn sie auch wenig davon sprach, dass sie sich herausgekämpft hatte aus den alten Banden und Traditionen einer Patrizierfamilie. Allen Hindernissen zum Trotz, blieb sie nur sich selber treu und schritt dem ihrem Leben gesteckten Ziel unbeirrt zu, fast wie eine Nachtwandlerin, ohne zu wissen, wohin der Weg sie weiter führen würde.



1920

147

## Nachwort

Als Clara Ratzka 1928 in Berlin starb, war sie eine hoch geschätzte Erzählerin. Ihre Romane waren bei großen Verlagen erschienen und erlebten oft mehrere Auflagen; zwei Romane wurden sogar – unter anderem mit Heinrich George – verfilmt. Dennoch starb die Autorin einsam und geriet nach ihrem Tod bald in Vergessenheit. Immerhin wurde 1954 in Münster ein kleiner Weg nach ihr benannt.

Erst in jüngster Zeit erwachte ein neues Interesse an Leben und Werk Clara Ratzkas (s. die Bibliographie im Anhang). Es zeigte auch insofern Früchte, als der WDR eine Hörspielfassung von Clara Ratzkas Roman „Familie Brake“ realisierte; und Clara Ratzka im Sammelband der LWL-Literaturkommission für Westfalen „Flammende Herzen. Unterhaltungsliteratur aus Westfalen“ (2007) eine ausführliche Würdigung erfuhr. In Band 3 des „Westfälischen Autorenlexikons“ (1997) war bereits zuvor eine ausführliche Bio-Bibliographie über die Autorin erschienen, die einmal mehr das reichhaltige Schaffen der Autorin und ihre Popularität dokumentiert. Eine weitere Grundlage für die Beschäftigung mit Clara Ratzka ist noch immer die 1942 erschienene Dissertation der Deutsch-Amerikanerin Reintraut Eickmann-Jonsson „Clara Ratzka als Romanschriftstellerin“ (New York University).

Clara erblickte am 4. September 1872 in Hamm als drittes von fünf Kindern das Licht der Welt. Die Eltern entstammten alteingesessenen westfälischen Familien aus Arnsberg und Meschede. Der Vater Josef Ernst arbeitete als Generaldirektor bei der „Westfälischen Union“, die Mutter Franziska, geb. Boese kam von einem Rittergut. Aufgrund einer schweren Nervenlähmung musste der Vater seine Stellung aufgeben und siedelte mit seiner Familie 1877 nach Münster über, an den Bispinghof.

Zwei Jahre später zog man in ein eigenes Haus in die Schützenstraße 13.

Und so verbrachte Clara Ratzka ihre Kindheit und Jugend in dieser Stadt, der sie später mit ihren beiden Münsterromanen „Familie Brake“ und „Im Zeichen der Jungfrauen“ in größter Zuneigung zu ihrer westfälischen Heimat ein bleibendes Denkmal setzen wird.

Viele Leser waren von diesen Romanen so begeistert, dass sie aus Berlin, Dresden, sogar aus London kamen um die Stadt Münster selber kennenzulernen. Der Literaturkritiker Heinz Stolz schrieb 1919 über den Roman „Familie Brake“, dass es wenige Bücher gäbe, die eine Stadt und ihre Bewohner, eine Zeit und ihre Menschen liebenswürdiger und intimer zu spiegeln verstünden, als dieses Buch (Das literarische Echo, 1919).

Mehr und mehr wurde aus dem „wildem Kind“ Clara eine sich gegen jegliche Konventionen auflehrende junge Frau und Weltbürgerin, die sich mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit über die gesellschaftlichen Zwänge ihrer Zeit hinwegsetzte. Dass sie dreimal verheiratet war erschütterte nicht nur ihre familiäre Umgebung in den Grundfesten. Als Verfasserin von 16 Romanen, zahlreichen Gedichten, Essays und Kurzgeschichten gehörte sie außerdem zu einer der ersten Frauen, die an einer deutschen Universität promoviert wurde. Sie selbst empfand diese Tatsache immer als „märchenhaft“.

1900 verließ sie ihren ersten Mann, den Großindustriellen Clemens Linzen, mit dem sie in Unna lebte, und ging mit ihrer kleinen Tochter Vera nach Berlin. Neben dem Studium der Nationalökonomie arbeitete sie zusätzlich unter anderem in der Zentralstelle für Arbeitgeberinneninteressen, begeistert von den Zielen der Frauenbewegung. Bei all ihren Aktivitäten blieb sie allerdings immer „ganz Dame“ und gehörte nie dem kämpferischen Typus an.

1906 gab sie als Clara Linzen-Ernst sogenannte Kampfblätter unter dem Titel „Korrespondenz Frauenfragen“ heraus und verfasste mehrere Artikel für verschiedene Frauenschriften.

Als sie ihren zweiten Ehemann, den damals sehr gefragten Portraitmaler Arthur Ludwig Ratzka, kennenlernte, begann ihre eigentliche schriftstellerische Laufbahn. Sie war bereits 44 Jahre alt, als auf Anraten des Literaturkritikers Carl Busse 1916 ihr erster Roman „Blaue Adria“ in dem Berliner Verlag Fleischel und Co. erschien. Viele weitere Romane entstanden, lebendig, mit oft autobiographischen Inhalten, nie belehrend, sondern einfach unterhaltend. Dazu schrieb Reintraut Eickmann-Jonsson: „Die Empfindungsfähigkeit Clara Ratzkas war dergestalt, dass sie zwar stets alles Erlebte mit photographen- und schallplattenähnlicher Genauigkeit in sich aufnahm, aber doch, anders als die reinen Impressionisten, mit durchaus selbstständiger Phantasie verarbeitete.“

(3)

Clara Ratzkas Romane erreichten so hohe Auflagen, dass ihre Verfasserin finanziell völlig unabhängig wurde. Allein der Verkauf ihres Romans „Die grüne Manuela“ an die Gloria Film-GmbH brachten ihr 25.000 Mark ein.

Der Literaturkritiker Karl Strecker stellte Claras Talent auf eine Stufe mit dem Ina Seidels und sprach von einer „hohen dichterischen Leistung“: „Namentlich als Detailkünstlerin gehört Clara Ratzka zu unseren Besten.“ (89) Professor Dr. Anselm Salzer stellt Clara im vierten Band seiner „Illustrierten Geschichte der Deutschen Literatur“ wie folgt vor: „Die Dichterin der Frauenschicksale hat man Frau Clara Ratzka-Wendler genannt, denn fast jedes ihrer Bücher hat als Mittelpunkt der Fabel ein Frauenschicksal und zeigt im Spiegelbilde eines einzigen Frauenlebens die Freuden und Nöte des ganzen Geschlechtes auf. Sie sieht nach ihrem leidvollen Entwicklungsgange in jeder Frau die Schwester. Ihre Frauengestalten, meist dem Bürgertum

angehörig, sind scharf gesehen und lebendig gezeichnet. Ganz nach Frauenart ist die Art ihres Schaffens und sie erzählt mit unbekümmerter Fabulierseligkeit – ohne auf einen strengen Aufbau zu achten.“ (1827-1828)

1923 folgte Clara Ratzka ihrem mittlerweile dritten Ehemann, dem Gesandtschaftsrat Dr. Ernst Wendler nach London. Er war achtzehn Jahre jünger als sie und arbeitete dort an der Botschaft. Unter dem Sammelbegriff „Londoner Skizzen“ schrieb sie in London fast dreißig Essays, die der Schriftsteller Dr. Siegfried Berberich in einer nicht mehr nachweisbaren Zeitschrift in München veröffentlichte. Ihre Reiseerlebnisse aus Frankreich und Italien fasste sie unter dem Titel „Fahrt zur Sonne“ zusammen. Parallel entstand ihr letzter Roman „Das Spiel um Jolande“.

Zurück in Deutschland, die Ehe kriselte bereits, nahm sie das lukrative Angebot des August Scherl-Verlags an, eine Weltreise zu unternehmen und darüber im „Berliner Lokalanzeiger“ zu berichten. Im Dezember 1927 trat Clara die Reise an und fuhr von Bremerhaven nach New York. Dort begann im Januar 1928 die Reise auf dem Luxusdampfer „Resolute“ der United American Lines, der sie über Europa, Afrika und Asien zurück nach New York brachte.

Dort besuchte sie ihren treuen Freund A.L. Ratzka, der inzwischen in New York lebte und ihre weiteren Verlagsverhandlungen führte. Noch heute befinden sich sieben ihrer Romane in der „Library of Congress“ in Washington sowie neun ihrer Bücher in der „Joseph Horner Memorial Library“ in Philadelphia. Die letztgenannte Bibliothek wurde 1817 von der 1764 ins Leben gerufene „German Society of Pennsylvania“ gegründet und besitzt eine der größten Sammlungen deutscher Bücher in den USA. Die handgeschriebene Fassung von „Familie Brake“ sowie der von der Clara-Ratzka-

Gesellschaft gesammelte Dokumentationsbestand befinden sich im Stadtarchiv Münster.

Die Uraufführung des Stummfilms „Rutschbahn“ im Dezember 1928 nach ihrem Roman „Das Bekenntnis“ sollte Clara Ratzka nicht mehr erleben. Auch ihr größter Wunsch, in Münster bei ihrer Familie begraben zu werden, ging nicht in Erfüllung, da die Aegidiipfarre in Münster dies aufgrund ihrer drei Eheschließungen ablehnte.

Ihre letzte Heimat fand Clara Ratzka auf dem Südwest-Kirchhof, einem Prominentenfriedhof in Berlin Stahnsdorf. Hier befindet sich ihr Grab zwischen den Gräbern von Heinrich Zille, Friedrich Wilhelm Murnau, Lovis Corinth und der Baronin Elisabeth Ardenne, Fontanes Romanvorlage für Effi Briest – um nur einige der dort ruhenden Berühmtheiten zu nennen.

Das vorliegende Lesebuch präsentiert eine Auswahl der Werke Clara Ratzkas. Da ihre Bücher sämtlich vergriffen und antiquarisch nur schwer erhältlich sind, habe ich mich zu einer ungewöhnlichen Vorgehensweise entschlossen: Auszüge aus den Romanen wurden so kompiliert, dass der Hauptstrang der Handlung erkennbar bleibt – aus dem Großformat entstand eine auf dem Originaltext beruhende Kurzversion. Die auf diese Weise herausgefilterten „Miniaturrethane“ sollen – als Lektüressenz – dazu beitragen, eine fast versunkene Welt wieder nahezubringen.

Jutta Balster

## Textnachweise

### Werke

Blaue Adria. Eine Sinfonie der Jugend (Berlin: Fleischel und Co 1916, hier zitiert nach der Ausgabe von 1925) – Die Gasse (Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1918; hier zitiert nach der Ausgabe von 1923 – Familie Brake. Ebd. 1919 (hier zitiert nach der Neuauflage 2000) – Frau Doldersum und ihre Töchter (Berlin: Ullstein 1921; zitiert nach der Ausgabe 1929, S. 29-32).

### Journalistische Texte

Londoner Skizzen; Reiseberichte aus aller Welt (aus dem Nachlass, Stadtarchiv Münster).

### Gedichte

Abschied; Als ich ein Kind war (aus dem Nachlass, Stadtarchiv Münster).

### Erinnerungen

Erinnerungen an meine Schwester Clara von Fritz Ernst (1932) (Staatsarchiv Münster); Als ich ein Kind war, maschinengeschriebene Fassung von Clara Ratzka (aus dem Nachlass, Stadtarchiv Münster); Als wir Deutschland verließen (aus dem Nachlass, Stadtarchiv Münster); Ferien auf dem Lande (zitiert nach Westfalenbuch. Hg. von Fritz Mielert. Dortmund 1921, S. 157-159); Rückblick auf die Jugend, aus dem handgeschriebenen Manuskript, Staatsbibliothek Berlin; Selbstbiografie, Manuskriptzusendung an den Lexikographen Franz Brümmer, Staatsbibliothek Berlin; Nachruf von Elisabeth Altmann-Gottheimer (Beiblatt zum Stuttgarter Tagesblatt, 1929)

## Briefe

Briefe an Eduard Schulte (Universitäts- und Landesbibliothek, Münster); Brief von Erna Hüster (unveröffentlicht, Privatbesitz); Brief an Arthur Ludwig Ratzka (zitiert nach R. Eickmann-Jonsson, Diss., S. 28, 1942); Briefe von Helene Ernst (Berlin 1922, Privatbesitz Münster).

## Abbildungsnachweise

Sämtliche Fotos wurden bereitgestellt vom Stadtarchiv Münster, dem für die Abdruckerlaubnis gedankt sei.

## Bibliografie

Selbstständige Veröffentlichungen: *Welthandelsartikel und ihre Preise. Studie zur Preisbewegung und Preisbildung. Der Zucker, der Kaffee und die Baumwolle*. Altenburg: Pierer 1912. XVI, 244 S.; München: Duncker und Humblot 1912 [Staatswiss. Diss.] – *Blaue Adria. Eine Symphonie der Jugend. Roman*. Berlin: Fleischel 1916; 6. Aufl. Berlin: Dt. Verlagsanstalt 1925. 275 S. [Rez. in: Das Lit. Echo, Stuttgart, Berlin, 19, 1916/1917, S. 95, 99 (R. Fuerst)] – *Der letzte Freund. Roman*. Dresden, Stuttgart: Dt. Verlags-Anstalt 1917. VII, 304 S.; 2., 3. Aufl. u.d.T.: *Juliane*. Ebd. 1919. 277 S.; 3. Aufl. ebd. 1919 – *Urte Kalwis. Roman*. Berlin: Fleischel 1917. 295 S. [Rez. in: Velhagen & Klasings Monatshefte, Bielefeld, Berlin usw., 31, Juli 1917, H. 11, S. 401f. (C. Busse)]; 3. Aufl. Berlin: Dt. Verlags-Anstalt 1921; Neuaufl. ebd. 1926; Neuaufl. u.d.T.: *Zogen einst fünf wilde Schwäne*. Leer: Rautenberg [1978]. 307 S. – *Die Gasse. Roman*. Berlin: Fleischel 1918. 312 S.; 5., neubearb. Aufl. Berlin:

Dt. Verlags-Anstalt 1923. 287 S. – *Die grüne Manuela. Roman.* Berlin: Ullstein 1919 – *Familie Brake. Roman.* Berlin: Fleischel 1919. 400 S. [Rez. in: Das Lit. Echo, Stuttgart, Berlin, 22, 1919/1920, S. 686f. (H. Stolz)]; Titelauf. Stuttgart: Dt. Verlags-Anstalt 1919. 400 S. (ULB Münster); 2. Aufl. 1913; Neuaufl. ebd. 1938; Neuausg. Münster: Münsterlandverlag [1950]. 270 S.; – *Der Erbe.* 1920 – *Die Sieben und ihr Weg.* Stuttgart, Berlin: Dt. Verlags-Anstalt 1921. 351 S. (StA Bielefeld, UB Bonn) [Rez. in: 1. Das lit. Echo, Stuttgart, Berlin, 24, 1921/1922, Sp 1496 (C. Touaillon); 2. dass. in: Westermanns Monatshefte 66, 1921, Bd. 131, T. 2, S. 521]; 2. Aufl. ebd. 1921; 4. Aufl. 1921. 351 S. – *Frau Doldersum und ihre Töchter. Roman.* Berlin: Ullstein 1921. 286 S. [Rez. in: 1. Die Lit., Stuttgart, Berlin, 24, 1921/1922, S. 1488, 1496 (C. Touaillon); 2. Die schöne Lit., Leipzig, 23, 1922, Sp. 89 (K. Strecker); 3. dass. in: Velhagen & Klasings Monatshefte, Berlin, Bielefeld usw., 37, 1922, H. 2]; Neuaufl. Hamburg: Hanseat. Verlags-Anstalt 1927. 266 S.; Hamburg: Dt. Hausbücherei [1931]. 226 S. – *Sie, die ich nicht kenne. Roman. Krause Geschichten um die schöne Yvonne. Roman.* Stuttgart: Dt. Verlags-Anstalt 1921. 370 S. – *Die Rätsel von Odry. Roman.* Berlin: Dürr und Weber 1922. 312 S. [Rez. in: 1. Bücherei und Bildungspflege 5, 1925, S. 70f. (M. Thilo); 2. Die schöne Lit., Leipzig, 25, 1924 (M. Behler)] – *Die Fackelträger.* 1922 – *Renate im Irrgarten. Roman.* Stuttgart: Dt. Verlags-Anstalt 1923. 345 S. [Rez. in: Die schöne Lit., Leipzig, 24, 1923, H. 12, S. 427 (C. Touaillon); 2. Bücherei und Bildungspflege 5, 1925, S. 203f. (B. Sauer); 3. Velhagen & Klasings Monatshefte, Bielefeld, Berlin usw., 39, 1923, H. 4, S. 558 (K. Strecker)] – *Die Venus von Syracus. Roman.* Ebd. 1924. 191 S. (StUB Köln) [Rez. in: 1. Bücherei und Bildungspflege 5, 1925, S. 203f. (B. Sauer); 2. Das lit. Echo, Stuttgart, Berlin, 26, 1924, S. 375 (C. Touaillon);

3. Die schöne Lit., Leipzig, 25, 1924, S. 270 (M. Behler)] – *Das Bekenntnis. Roman*. Ebd. [1926]. 409 S. [Rez. in: 1. Die schöne Lit., Leipzig, 28, 1927, H. 11, S. 503 (M. von Miltitz); 2. Die Lit., Stuttgart, Berlin, 29, 1926/1927, S. 175, S. 577 (P. Scheidweiler, C. Touaillon); 3. dass. in: Velhagen & Klasings Monatshefte, Bielefeld, Berlin usw., 40, Mai 1926, S. 363]; 2. Aufl. 1927 (StUB Köln) – *Die dunklen Ellerbroks. Roman*. Hamburg: Hanse- at. Verlags-Anstalt [1927]. 406 S. [Rez. in: Der Gral, Münster, 22, 1928, S. 654 (C. Demmig)] – *Im Zeichen der Jungfrauen. Roman*. Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt 1929. 323 S. (StLB Dortmund) [Rez. in: Der Türmer, Monatsschr. für Gemüt und Geist, Berlin, 32, 1929, S. 62; Velhagen & Klasings Monatshefte, Bielefeld, Berlin usw., 1929, H. 1, S. 590; Westermanns Monatshefte, Braunschweig, 73, 1928, Bd. 145, S. 432; Die Heimat 11, 1929] – postum: *Das Spiel um Jolande. Roman*. Ebd. 1929. 326 S. [Rez. in: Die Lit., Stuttgart, Berlin, 32, 1929/1930, H. 1, S. 49f. (I. Reicke)] – *Familie Brake: Roman*. Bearb. von J. Balster. Neu hg. von der Clara-Ratzka-Gesellschaft. Münster: Agenda-Verlag 2000.

Unselbstständige Veröffentlichungen in: Wochenschau 12, 1920, Nr. 25: *Autobiographie* – Velhagen & Klasings Monatshefte, Bielefeld, Berlin usw., 35, Feb. 1921, H. 6: *Autobiographie* – Uhlmann-Bixterheide 1922: *Ruf der Sehnsucht; Reich mir deine Hände; Komm, laß uns wandern; Am Abend* [jew. Ged.]; Auszüge aus *Familie Brake* – Die Heimat, Dortmund, 1929 [Erz.].

Selbstständige Veröffentlichungen über Clara Ratzka: R. Eickmann Jonsson: Clara Ratzka als Romanschriftstellerin [1872-1928]. Diss. New York 1942 – L. Folkerts: Die westfälische Schriftstellerin Clara Ratzka. Biografie, Werk, Rezeption. Münster 2000 – J. Balster:

Clara Ratzka. Leben und Werk einer münsterschen Schriftstellerin. Münster 2002.

Unselbstständige Veröffentlichungen über Clara Ratzka:  
H. Schönhoff: Zwei westf. Dichter. Clara Ratzka und Konrad Hoffschulte, in: Niedersachsen, Nddt. Zeitschr. für Volkstum und Heimatschutz, Bremen, 25, 1919/1920, S. 555-558 [Bildn.] – I. Reicke: Clara Ratzka, in: Der Tag, Berlin, Unterhaltungsbeil., Nr. 100, 1922/1923 – K. Strecker: Ein seltsamer Frauenroman, in: Der Tag vom 2.9.1922 – Clara Ratzka, in: Westf. Landesztg. vom 26.11.1926 – P.O. Höcker: Clara Ratzka, in: Daheim, Bielefeld, Berlin, 65, 1928, Nr. 7 [Bildn.] – Echo der Zeitungen über Clara Ratzka, in: Die Lit., Stuttgart, Berlin, 31, 1928/1929, S. 338 – E. Vormeyer: Clara Ratzka, die Dichterin der Frauenschicksale, in: Frau und Gegenwart 5, 1928, S. 32 [Bildn.] – E. Altmann-Gottheimer: Erinnerungen an Clara Ratzka, in: Beibl. zum Stuttgarter Tagebl. 17, vom 28.8.1929 [dass. in: Braunschweig. Landesztg. vom 9.5.1930] – R. Weber: Ein Griff in den Bücherschrank unserer Eltern. Erinnerungen an die Schriftstellerin Clara Ratzka in Hamm und Unna, in: Heimat am Hellweg, Kalender für Hamm und den Landkreis Unna, 7, 1960, S. 97-99 – B. Haas-Tenckhoff: Münster in Clara Ratzkas Romanwerk. Eine der Frauen, die das lit. Leben der Stadt befruchteten, in: Auf Roter Erde, Münster, 28, 1972, S. 23 – M. Benteler: Interesse für das Schicksal der Frauen: Clara Ratzka und ihr Münster-Roman „Familie Brake“, in: Münsters Senioren Ztg. 15, 1995, H. 3, S. 23f – L. Folkerts: Leben und Werk Clara Ratzkas, in: Familie Brake/Clara Ratzka. Hg. von J. Balster. Münster 2000. S. 321-333 – H. Bontrup: „Umwege? Ja. Umwege habe ich gemacht, aber das schadet nichts.“ Clara Ratzka: Eine wieder entdeckte Autorin, in: Wilhelmine 9, 2000, S. 8-10 – J. Macha: „... und nu geh mal sitzen

...“. Redemodellierung in Clara Ratzkas Münster-Roman „Familie Brake“, in: Westfeles vnde Sassesch. Hg. von R. Damme. Bielefeld 2004, S. 373-383 – Flammende Herzen. Unterhaltungsliteratur aus Westfalen. Hg. von W. Gödden. Bielefeld 2007, S. 56-64 [zu Blaue Adria und Sie, die ich nicht kenne. Krause Geschichten um die schöne Yvonne]..

Homepage:

Quelle: Westfälisches Autorenlexikon 1750-1950, bearb. und hg. von Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Bd. 3, Paderborn 1997. Online-Version s. [www.literaturkommission.lwl@lwl.org](http://www.literaturkommission.lwl@lwl.org)